

Bruno Frank, Die Fürstin

Die Fürstin

Roman

von

Bruno Frank



Dritte Auflage

Albert Langen, München

Von Bruno Frank
sind bei Albert Langen erschienen

Flüchtlinge

Novellen

Die Schatten der Dinge

Gedichte

Requiem

Stanzas

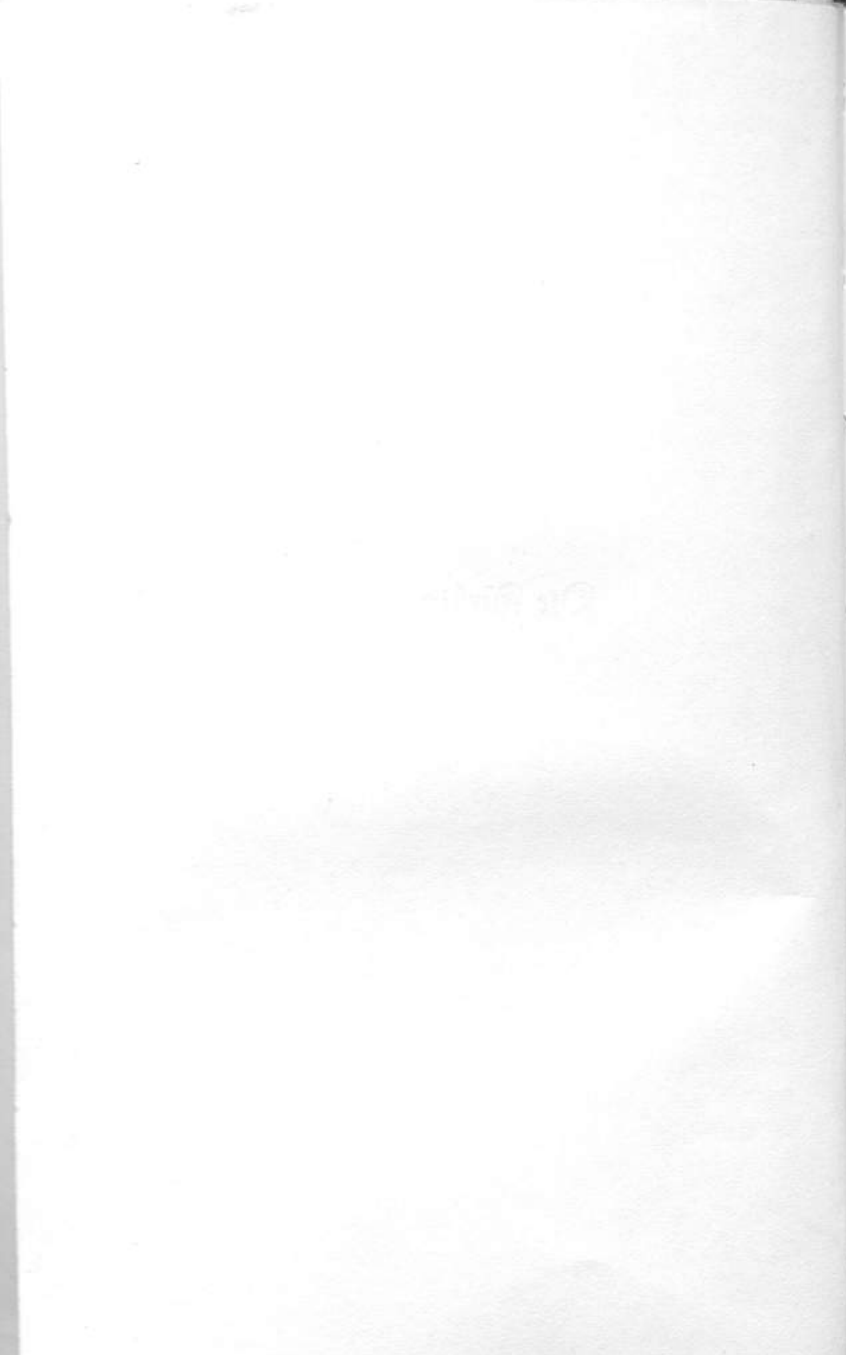
Strophen im Krieg



Copyright 1915 by Albert Langen, Munich

Meinem Freund Hulle

Die Fürstin



Das Vorwerk, wo Matthias' Vater als Inspektor bedienstet war, gehörte zu einem riesigen, fünfzehntausend Morgen großen Gute, das Wälder, Seen und unüberblickbare Kornfelder umschloß, weit im Osten des Reiches. Bis Matthias sieben Jahre alt war, bekam er niemals den Gutsherrn zu sehen, aber dann eines Tages mußte er mit den anderen Kindern Spalier stehen, als der Graf, der so lange in der Hauptstadt Offizier gewesen war, seinen Einzug hielt.

Man hatte Matthias und seine kleine Schwester am Tage vorher kräftig gebadet und am Morgen selbst noch eine Reinigung mit ihnen vorgenommen, die sich ins Delikatere erstreckte, und nun standen sie von früh neun Uhr bis gegen elf Uhr beim Schloß im Spalier und wagten kaum miteinander zu flüstern. Endlich kam der Wagen von der Station, in weitem Bogen umfuhr er den Fischteich, man konnte ihn lange sehen, und alle Gesichter wanderten langsam mit der Kurve. Er erreichte die ersten Kinder, Alle riefen Hoch, und vom offenen Sitze schaute ein junger Herr mit braunem, ziemlich mißmutigem Gesicht über sie hinweg nach dem Walde. Matthias' Vorstellung von dem, was der Graf tun müsse, war unklar gewesen, aber die

Art, wie jener nun auf die ganze großartige Zu-
richtung antwortete, brachte einen tiefen Eindruck
auf sein Knabengemüt hervor. Er kniff die kleine
Susa, die neben ihm stand, unwillkürlich in den
Arm, so daß sie anfing zu weinen, worauf er tief
erschrocken, sehr liebevoll, aber doch zerstreut be-
gann sie zu trösten.

Seine Blicke waren auf das freie Rondell vor
dem Schloßportal gerichtet. Dort hielt der erste
Verwalter barhaupt eine Rede, die man nicht hören
konnte. Der Graf war aus dem Wagen gestiegen
und lehnte am Schlag. Als der Verwalter fertig
war, nickte er, griff an seinen grauen, weichen Reise-
hut und ging die Treppe hinauf.

2

Matthias' Vater hatte sich um die Waschungen
nicht gekümmert, die der großen Begebenheit vor-
ausgingen. Als er hinzugekommen war, hatte er
gelacht und etwas Lustiges gesagt, das die Kinder
nicht verstanden. Er war ein stattlicher und ver-
gnügter Mann, der nichts von Förmlichkeiten hielt
und den alle gern hatten. Die Mutter pflegte ihn,
auch wenn kein besonderer Grund vorlag, wie er-
schrocken aus ihren dunklen, schwärmerischen Augen
anzusehen. Sie war außerordentlich gottesfürchtig
und menschenfürchtig. Seit der junge Herr nach
Hause zurückgekommen war, hatte sie eine Art, ihn
in ihrer Mischsprache „Pun grof“ zu nennen, die

den Kindern ehrerbietige Schauer über die Seele jagte. Wenn der Vater sie so hörte, ahmte er ihr gutmütig nach: „Bun groß“, sagte er, machte fromme Augen und blies die Backen auf, dann aber nahm er die Mutter zärtlich um die Schultern.

Als Matthias größer war, merkte er, daß sein Vater sich über den Gutsherrn ein wenig lustig machte. Er kam etwa vom Herrenhause zurück und erzählte ernsthaften Tones eine Unterredung: „Der Graf meint ja, wir könnten ganz einfach die Karauschenzucht eingehen lassen und mal zur Abwechslung Forellen in den Teich setzen. Ich sagte, das ginge ja schließlich . . .“ Aber am Ende seines Berichtes fing er an zu schmunzeln, er schlug sich aufs Knie, und zuletzt lag er nach rückwärts in seinem Sessel und lachte aus vollem Hals. Susa fürchtete sich und sah zu ihrer Mutter hin. Aber Matthias war in sich nicht einig. Er bewunderte seinen Vater und fand es großartig, daß jemand sich innerlich so frei hielt, allein irgendwo in seinem Herzen bestand ein dunkles Gefühl, das ihn hinderte, so recht mitzulachen, — auch als er schon anfing, die Torheiten des Grafen würdigen zu können.

In anderen Stücken freilich folgte er durchaus dem Vater nach, ungewiß, ob überall zu seinem Heil. Ihm war eine Natur eigen, der die Leitung der Religion vielleicht von besonderem Segen gewesen wäre. Doch er sah seinen Vater von kirchlichen Dingen sich abkehren, und er tat es ihm gleich. Bei dem Inspektor entsprang wohl diese

Unbekümmertheit jener Empfindung so manches tüchtigen und fröhlichen Menschen, der sich aller Sermonen und heiligen Lieder glaubt begeben zu können. Aber es spielte hinein, daß ihm die Kirchenläuferei als eine ganz besonders polnische Angelegenheit erschien — und alles polnische Sonderwesen, wie es sich in der Gegend störend breit machte, war ihm ein Greuel. Auch mochte er den Pfarrer nicht leiden.

Gewiß ist, daß diese persönliche Abneigung bei dem jungen Matthias kräftig mitsprach. Als heranwachsender Knabe erinnerte er sich noch wohl, wie ihn einst die ersten Mehlgänge an der Hand der Mutter mit einem dumpfen und süßen Vergnügen erfüllt hatten. Aber als er gerade anfing, die Augen richtig aufzutun, wurde der neue Geistliche in das Gutsdorf versetzt, und bei dessen erster Predigt befestigte sich in Matthias jene Empfindung, die an Haß grenzte. Der Mensch dort oben hatte ihm nichts angetan und würde ihm möglicherweise niemals etwas antun. Aber er verdiente Haß, das war dennoch wahr. Er predigte mit einer rauhen, bellenden Stimme, seine Augen waren klein und trüb und von ungutem Ausdruck, und wenn er mit einer Ermahnung, einem Flehen an die Gemeinde sich wandte, so hob er seine tierisch dicken Fäuste nicht wie ein fromm um Frömmigkeit Bittender, sondern wie ein Schlächter. Er war vermutlich nichts Anderes als ein Bauerntölpel, der wenig in sein Kleid paßte; aber für den jungen Matthias

war er nichts Anderes als ein böser, ein gemeiner Mensch. Es wurde Matthias' Mutter bald schwer und dann unmöglich, ihn in die Kirche zu bringen... Auch die Zeit vor der ersten Kommunion und die erste Kommunion selber änderten nichts. Er schauderte ein wenig, als er die Hostie aus der Hand dieses Menschen empfing. Aber dies blieb von dem Tage sein einziger Eindruck.

Da sein Vater mit ihm übereinstimmte, so brauchte Matthias sich von dem Geistlichen nicht unterrichten zu lassen. Es wäre das Natürliche gewesen und wurde mit einer Dringlichkeit angeboten, die man höflicher Weise kaum abschlagen durfte; dennoch wurde die Gefahr umgangen. Matthias würde sich also mit dem begnügen, was ihm der Schullehrer beizubringen vermochte, und er würde um ein Jahr früher in die Kreisstadt zur Schule geschickt werden.

Denn Matthias' Vater hatte seine bestimmten und ehrgeizigen Pläne mit dem Knaben. „Inspektor soll er mir nicht werden,“ sagte er, als der Kleine noch im Köckchen herum lief. Und seit mehreren Jahren nun stand es fest, daß Matthias die Forstakademie besuchen und sich so eine schöne und sogar vornehme Karriere aufschließen sollte. Matthias war das zufrieden, er hatte den Wald gern wie alle gutartigen Kinder. Ubrigens wurde er wenig gefragt; als er dahin gelangte, zu denken, war alles längst beschlossene Sache. Und er hatte auch zunächst nur Annehmlichkeiten von diesem Plan: denn auf dem Vorwerk, auf dem ganzen Gut

verlieh es ihm eine gewisse Würde, daß er dazu bestimmt war, in einigen Jahren „nach Eberswalde“ zu gehen . . . Die Männer, die im Winter am Abend manchmal bei seinem Vater zusammenkamen, fingen an, ihn zu bemerken, sie zogen ihn auf mit seinem Studium, und sie taten das mit Achtung. Er saß, ohne daß ihn jemand ins Bett wies, oft ziemlich lange bei ihnen wach und hörte ihren Geschichten zu.

Eine, die der Verwalter eines kleinen benachbarten Gutes mitbrachte, beschäftigte ihn geraume Zeit. Auf jenem Gute wurde, nach alter schlechter Sitte, ein Kettenhund gehalten, ein großer schwarzer Neufundländer. Unter dem Dach des Ökonomiegebäudes dort hatte man, die ganze Front entlang, einen Eisenstab angebracht und an ihm mittels eines verschiebbaren Ringes eine lange Kette, und dem Neufundländer war auf diese Weise die Möglichkeit gelassen, die Länge des Hauses hinauf und hinunter zu jagen. Da er ein ziemlich begriffstutziges Tier war, so bildete er sich stets von Neuem ein, er sei frei, und brach stets von Neuem in ein wildes Geheul aus, wenn er die Wahrheit einsah. So rastete er nun nächtelang halb toll hin und her. Der Inspektor — eben der, der die Geschichte erzählte — hatte seinem Herrn Vorstellungen gemacht; es war unmöglich für ihn und seine Frau, bei dem Höllenlärm zu schlafen, außerdem tat ihm der arme Köter leid. Im Grunde war ja auch, so fügte er hinzu, gar nicht viel zu bewachen, — eine Bemerkung,

die von allen mit Vergnügen aufgefaßt wurde, denn man wußte, daß es mit der Besizung nicht zum Besten stand. Der Herr, der lange sein eigener Verwalter gewesen war, hatte sie hoffnungslos heruntergebracht. Eines Abends nun, wie er, wohl ein bißchen betrunken, aus der Kreisstadt nach Hause kam, fiel es ihm ein, zum Ökonomiegebäude hinüberzugehen, um seinem Wachhund einen guten Abend zu wünschen. Im Frack, den Überzieher überm Arm, geht er auf die Scheune zu . . . Der Hund läuft ruhelos, heulend, an seiner langen Kette hin und wider. Wie er den Urheber seines Unglückes kommen sieht, bleibt er stehen. Und dann springt er an ihm empor, aber nicht zu einer Liebkosung. Mit einem einzigen Ruck reißt er ihm von oben bis unten den rechten Arm auf, so daß zersektes Fleisch durch den Frackärmel herausquillt. Dann legt er sich nieder, als sei er nun, zum ersten Mal, beruhigt . . .

„Das Sonderbare ist,“ sagte der Erzähler, „daß der Herr durchaus keine Wut bekommen hat. Er hat den Hund auch nicht etwa erschießen lassen, sondern losbinden, und nun geht der seit einigen Tagen ganz vernünftig um die Häuser herum. Der Herr sieht ihn von seinem Krankenbett aus durchs Fenster.“

Matthias, der in einer wilden Erregung zugehört hatte, ging hinaus und rief den Hund seines Vaters. Es war ein tapferer, struppiger Terrier, von der Airedale-Rasse, nicht mehr jung, er schlief

schon in seiner Hütte. Aber er ermunterte sich und kam mit tolpatschigen Sprüngen durch die Dunkelheit auf Matthias zu. Matthias hockte sich bei ihm nieder und nahm ihn um den Hals. Er sagte: „Guten Abend, Wächter. Dir geht es gut, nicht? Dir tut keiner was . . .“ Er nahm den Hund sacht bei seinen weichen Ohren und ließ sie durch die Hände gleiten, mit einer begeisterten Rührung, die ihn beinahe hätte schluchzen lassen. Wächter schüttelte sich, geniert von der ungewohnten Nähe. Aber zartfühlend, um das wieder gutzumachen, legte er dann eine tröstende Pfote auf Matthias' Arm.

3

Mit fünfzehn Jahren bekam Matthias noch einmal Schläge von seinem Vater. Bei einer Jagd hatte er gesehen, wie der Graf einen ungeschickten Treiber mit dem Kolben seiner Flinte traktierte, und schäumend kam er heim. Er sprach während des Nachtessens exaltiert von nichts Anderem und vergaß sich schließlich so weit, vor den Eltern mit der Faust auf den Tisch zu hauen und etwas von „verfluchter Preußenwirtschaft“ zu sagen. In diesem Augenblick schlug ihm sein Vater ins Gesicht. Ruhig und sachlich erteilte er ihm vier fürchterliche Ohrfeigen. Er haßte das großpolnische Geheke, das sich, wie er wußte, mit sklavenmäßiger Unterwürfigkeit von Mann zu Mann vertrug, und in der Familie jedenfalls wollte er mit dem Treiben nichts

zu tun haben. Er für seine Person kam aus Nieder-
schlesien, und seine Frau, mochte sie braune Haut
und dunkle Augen haben, war eben seine Frau.
Immerhin fing sie und fing Susa bei der unge-
wohnten Szene zu weinen an; Matthias stand auf
und legte sich im Dunkeln auf sein Bett.

Ein halbes Jahr später heiratete der Graf, und
auf dem Gut wurde drei Tage lang getanzet und
getrunken. Am Abend des dritten Tages sah Mat-
thias bei den Arbeitern eines entfernten, des nörd-
lichen Vorwerks. Es waren fast lauter Polen,
und sie sangen. Die großen Worte der Lieder und
der Branntwein stiegen Matthias zu Kopf, und
er sagte den Polen begeistert und eindringlich, er
gehöre zu ihnen. Weil er der Sohn seines Vaters
war, den man als einen so scharfen Gegner der
„Sache“ kannte, so merkte man auf sein wirres
Gerede und ermunterte ihn.

Die Kellnerin, die bediente, ein großes starkes
Frauenzimmer, das man zur Aushilfe hatte kommen
lassen, sah ihn mit Bewunderung an. Matthias
war über seine Jahre gewachsen, er war weiß von
Haut, mit schwarzem dichtem Haar. Seine Augen,
ebenfalls dunkel, leuchteten vom Trinken und vom
Reden. Schließlich fiel ihm ein, daß er nach Hause
müsse, und daß der Weg ziemlich weit sei. Aber
wie er zur Tür hinaus war, kam die Kellnerin
um das Gebäude, faßte ihn ohne irgend etwas zu
sprechen um die Hüfte und zog ihn mit sich zurück
durch die hintere Tür. Es war nicht viel Zeit,

in der Schankstube rief schon jemand nach neuem Schnaps. Hinter der Anrichte lag ein Verschlag mit einem primitiven Bett, wo das Mädchen die Nacht zubringen sollte. Sie warf Matthias, mehr als daß sie ihn legte, über den Strohsack, riß ihm die Kleider auf und nahm, in rasender Eile, Besitz von ihm. Dann brachte sie ihn eilig wieder in Ordnung, küßte ihn unter der Thür noch einmal tief in den Mund und schob ihn hinaus. Die Leute drinnen schriean nach ihr, und der Schankpächter schlug an die Bretterkammer.

4

Es war als sei damit eine Pforte aufgestoßen. Wie auf Verabredung fielen die Mädchen des Gutes nun über ihn her. Er blieb wirklich nirgends mehr sicher vor ihnen. Dies schmeichelte ihm nicht, Eitelkeit war nicht in seinem Wesen, und bald ertrug er es schwer. Vielleicht war er nicht tugendhafter als andere heranwachsende Knaben auch, aber sein Sinn war früh schon auf eine bestimmte Art wählerisch. Dennoch wußte er nicht recht zu widerstehen. Das Weibervolk dort in der Gegend war — eine Folge gewiß der Blutvermischung — recht zügellos, und sie scheuten sich nicht, ihn ohne Umstände anzupacken. Und obgleich ihm das zuwider wurde, so erlag er gleichwohl fast jedem dieser schamlosen Angriffe, es war sogar eben ihr Unverhülltsein und ihre Frechheit, was

ihn erliegen machte, und er wußte das und ängstigte sich davor, als vor einem schlimmen Geheimnis.

Er fragte seinen Vater eines Tages, ob es nicht möglich sei, ihn statt erst im kommenden Frühjahr schon jetzt, schon im Herbst, zur Kreisstadt auf die Schule zu schicken. Der Vater, der seit einiger Zeit weniger fröhlich war und zur Seltsamkeit neigte, sah den bleichen Sohn scharf und unverwandt an und sagte nach einer Weile langsam: „Gut, werden sehen, mag sein, mag alles sein . . .“ Matthias behielt von diesen nicht ganz gewöhnlichen Worten einen Schauer auf dem Rücken, aber nach einigen Tagen, man hatte Erkundigungen eingeزogen, wurde alles endgültig nach seinem Wunsche bestimmt.

Er hatte nur einen Monat noch zu warten: man schrieb Anfang September. Die Jagd ging auf, und eines Tages, wie Matthias müßig im Walde umherging, sah er vor sich in einiger Entfernung den Grafen und die Gräfin mit zwei Hunden. Sie standen still. Die Frau hatte einen angeschossenen Hasen bei den Löffeln gefaßt, der unter ihrem Griff hin und her zappelte. Matthias konnte nicht hören, was gesprochen wurde, aber es war deutlich, daß sie dem Grafen einen schlechten Schuß vorwarf, den er wohl aus großer Nähe getan hatte. Der Graf stand in verlegener Haltung neben ihr. Schließlich, nachdem die Frau ihre Vorhaltungen beendet hatte, warf sie das Tier zu Boden, bückte sich und gab ihm mit einem kurzen

Stoße den Rest . . . Matthias sah an ihrer Bewegung, daß sie ein Jagdmesser zwischen die Nackenwirbel stieß; eigentlich genügte ja ein Schlag mit der flachen Hand. Die Gräfin war eine nicht sehr große, doch straffe junge Dame, mit hellem Haar über einem weißen Gesicht, mit Augen wie aus blauem Stein. Matthias hatte sie nur zwei, drei Mal aus der Nähe gesehen und jedes Mal mit Herzklopfen. Schon sehr bald erzählte man auf den Gütern eigentümliche Geschichten: von Nächten, die der Graf in Unterhosen an ihrer Tür verbracht haben sollte; von einem schlecht gegürteten Steigbügel, den sie ihm vor Leuten ins Gesicht geschleudert habe, so daß sein Zahnfleisch anfang zu bluten; und mehr dergleichen.

Matthias vergaß niemals ihre stolze und boshafte Haltung vor ihrem zerknirschten Gatten und den zugleich nachlässigen und hastigen Stoß, mit welchem sie dem zuckenden Hasen zum Tode verhalf.

5

In der Kreisstadt zeigte es sich, daß Matthias' Vorstudium mangelhaft und seine Lernfähigkeit mäßig war. So öffnete sich ihm eine Zeit sehr strenger Arbeit. Das Logis, das man für ihn ausgewählt hatte, wurde nach dem Ablauf des ersten Jahres allzu kostspielig erfunden, und man gab Matthias einem Hilfslehrer in Pension, der für seine Mansardenstube geringere Forderungen stellte.

Dieser Hilfslehrer, ein kränklicher und meist mißlauniger junger Mann, war bereits verheiratet und zwar mit einer kleinen blonden Frau von ordinärer Hübschheit, der Tochter eines Weißwarenhändlers aus der Stadt. Sie hatte weiche, kurze, fette Händchen mit niemals sauberen Nägeln, und sie lag beim Essen mit dem Gesicht in ihrem Teller; Matthias brachte ihr wenig Neigung entgegen. Er war der einzige Pensionär des Ehepaars, und er benahm sich mit äußerster Bescheidenheit. Sogleich nach dem Abendessen pflegte er gute Nacht zu wünschen und auf seinem Zimmer beim Schein von Kerzen, deren Preis er sich zusammensparte, noch zu lesen. Ein Buch, das er kaum beendigt immer von Neuem begann, waren die Memoiren des russischen Revolutionärs Krapotkin; der Band war das Eigentum eines Kameraden, und Matthias bat von Monat zu Monat, ihn ferner behalten zu dürfen.

Eines Abends kam die Lehrersfrau ohne weitere Umstände zu ihm ins Zimmer. Sie gab sich wenig Mühe, einen Vorwand zu erfinden, erzählte, daß ihr Mann in eine deutschnationale Versammlung gegangen sei, und stellte sich blinzeln vor Matthias hin. Er versuchte mit Stottern, beängstigt, ein Gespräch zu beginnen, aber sie kam vollends heran, sah ihm von unten her in sein schönes Gesicht und begann, sich wie eine Katze an ihm zu reiben. Doch diesmal war die Mischung von Mitleid und gedemüthigter Lust, die er in solchen Fällen zu empfinden pflegte, schwächer als sein persönliches

Widerstreben. Er packte die Frau bei den Schultern, schob sie ein Stück weit zurück und schüttelte den Kopf. Er sagte: „Ich bitte, gehen Sie hinter, Frau Adam, oder ich weiß, was ich morgen früh tun muß.“

Aber kaum hatte sie nach einem rachsüchtigen Blick die Tür geschlossen, so faßte ihn eine sonderbare Art von Beschämung. Er empfand seine Weigerung und besonders seine verzweifelte Drohung als etwas sehr Gemeines. Ohne daß er wohl vermocht haben würde, dies in klaren Worten auszudrücken, — es erschien ihm grausam und verwerflich, eine Kreatur, die ihren blinden Trieben unterlag, derart zurückzustößen. Ich darf es sie nicht entgelten lassen, daß sie mir nicht gefällt, dachte er in seinem Knabenherzen, und ohne sich viel zu besinnen, warf er sein Buch, das er noch immer hielt, auf den Tisch und ging im Finstern die Treppe hinunter.

Aus dem Schlafzimmer kam ein Lichtschein. Er klopfte und öffnete, ohne zu warten. Die Lehrersfrau saß, mit nackten Brüsten bereits, auf dem Bettrand. Er warf sich vor ihr hin, legte den Kopf auf ihre Kniee und flüsterte: „Oh verzeihen Sie, verzeihen Sie!“

Sie, ganz verwundert, nahm ihn auf und hielt es für angebracht, nun ein wenig „ideal zu tun“, wie sie es in ihrem Innern nannte. Sie saßen dann nebeneinander, und eben hatte die Frau begonnen, von ihrer Liebe zu erzählen, die sie bereits

am ersten Tag nach seiner Ankunft für ihn empfunden habe, als sie zusammenfuhr, schrie und Matthias hastig unter das Ehebett stieß.

Der Lehrer kam herein, hustend und schlechter Laune. Er erzählte, daß er den Tabakßrauch und die unentschlossenen Reden nicht länger habe vertragen können. Die Frau, bösen Gewissens, suchte ihn mit einer zärtlichen Energie aufzuheitern, die er erstaunt und geschmeichelt aufzunehmen schien. Nicht lange, so schlief er.

Aber der große Junge lag in Staubwolken unbeweglich wach und zerriß sich sein Herz mit Vorwürfen. Er war nicht der Mensch, der die Fähigkeit besessen hätte, sich zu trösten und zu beruhigen, obwohl sein Gewissen gerade in diesem Falle hätte frei sein dürfen. Zerknirschung und grenzenlose Demut zogen in seine Seele ein . . . Auf ein Zeichen wagte er endlich mit ungeheurer Vorsicht, sich der Thür zu nähern, und ohne daß der ermattete Lehrer ihn hörte, gelangte er hinaus und auf sein Zimmer.

Aber nun begann eine Zeit des Leidens für ihn. Matthias machte sich für die Frau zu einer Sache, die sie nach Wunsch gebrauchen konnte, und vor dem Manne erniedrigte er sich, aus Sehnsucht nach Buße, zu hündischer Unterwürfigkeit. Das Ergebnis war natürlich, daß er verachtet wurde; doch er selbst verachtete sich mehr.

Eines Mittags, wie sie beim Essen saßen — er nahm sich immer wenig und vom Schlechtesten —

wurde geklingelt, und da es kein Mädchen gab, stand Matthias auf, um zu öffnen. Es war eine Depesche, an ihn selber adressiert. Sein Vater rief ihn nach Hause, die Mutter liege im Sterben . . . Matthias fuhr mit der Kleinbahn, sodann mit dem Wagen, aber er kam schon zu spät. Es war eine galoppierende Schwindsucht gewesen, und da die Mutter sich schwach, doch frei von Schmerzen fühlte, so hatte man erst am Tag zuvor den Arzt kommen lassen.

Als der Wagen vor's Haus fuhr, wußte Matthias alles; man hatte ihm die Nachricht vom Feldrand aus zugerufen. Er fand seinen Vater neben der Leiche sitzen, trübselig und sehr gealtert, mit schmutzigen hohen Stiefeln, die er gewiß zwei Tage lang nicht abgezogen hatte. Susa, in einem hübschen schwarzen Kleid, sehr frisch gewaschen, hantierte lautlos im Hause herum. Wie Matthias sie umarmte, fühlte er, daß sie eine Frau geworden war, und er erschrak ein bißchen darüber. Er setzte sich neben seinen Vater und sah auf das Gesicht der Toten, das tief befriedet und vollkommen leer war. Er fühlte keinen Schmerz und eine gewisse Scham über diesen Umstand. Auch kam es ihm zum Bewußtsein, wie wenig er sich in dieser vergangenen Zeit in Gedanken mit seinem Elternhause abgegeben hatte . . . Freilich bot man ihm wenig Anlaß, man ließ ihn fast ohne Nachrichten. Was aber hatte ihn denn erfüllt — außer jenen Vorgängen, an die er jetzt nicht denken wollte?

Er suchte im Schweigen, und er fand wenig mehr als einige große und begeisternde Worte seiner Bücher. Gerechtigkeit, dachte er, Wohltun . . . Freiheit . . . Und sie machten sein Herz schlagen und erwärmten es mit einem ungewiß flammenden Feuer, während seine Augen starr und ohne Blick auf dem braunbleichen Sklavengesicht seiner Mutter hafteten.

6

Am Tag des Begräbnisses, eine Stunde ehe der Sarg sollte fortgetragen werden, kamen der Graf und die Gräfin zur Beileidsvisite. Der Graf sprach einige zerstreute und gnädige Worte zum Vater und sodann auch zu den beiden Kindern, die regungslos standen. Er zuckte nervös mit der einen Hälfte seines Gesichts. Matthias fand ihn im Ganzen zu seinem Nachteil verändert, besonders fiel ihm auf, daß in dem braunen Gesicht die Hautpartie um die Nase sich abgebleicht, ja erstorben weiß zeigte. Ubrigens sah er nur aus einer Art von Pflichtgefühl mitunter auf den Gutsherrn hin, die Gegenwart der Frau erfüllte ihn ganz.

Sie saß, während die Anderen sprachen, völlig unbeteiligt auf dem ledernen Sofa, einige Blumen in ihrem Schoße, und gebrauchte das Lorgnon, doch offenbar nur, um irgend etwas zu tun. So betrachtete sie aus ihren Steinaugen zuerst ein Bild

an der Wand, dann den breiten alten Eichenschrank, endlich den blauen Kachelkranz des Ofens; und alle Teile seines elterlichen Hausrats schienen Matthias unter ihren Augen ärmlich zu werden und zu verblichen.

Plötzlich spürte er, daß sie ihn betrachte. Wenig hätte gefehlt und er wäre an die Wand getaumelt, von der er in Entfernung stand. Was er in diesem vergangenen Jahr erlebt hatte — wenn auch noch so sehr ohne seinen Willen erlebt — hatte sein Blut zugänglich gemacht: ihm war, als müßte sein Herz vor dieser kalten schönen Dame zerbersten. Er wußte es dumpf schon längst, und brausend bestätigte es dieser Augenblick, daß hier sein Geschick sei, nicht in dieser Frau gewiß, aber in solchen Frauen. Er fühlte sich ohnmächtig und süß vernichtet.

Rücksichtslos tat sie, in die gedämpften Worte des Vaters hinein, eine Frage an Matthias. Sie fragte: „Wie ist das, kommen Sie hierher zurück, wenn Sie mit Ihrer Schule fertig sind?“ Zu spät wagte Matthias zu glauben, sie habe sich an ihn gewendet. Er fand keinen Anfang, er stotterte, verwirrte sich. Gelangweilt sah sie von ihm weg, und da ihre Augen von ungefähr auf die Blumen in ihrem Schoße fielen, stand sie auf, schritt durch die schmale Thür ins Nebenzimmer, wo der geschlossene, verhängte Sarg sich befand, und man sah sie die weißen Blumen auf den Flor legen. Sie verharrte einen Augenblick, Matthias' Augen

folgten der festen, schlanken Kontur ihres Rückens, sie kehrte zurück, reichte allen die Hand und ging — wie selbstverständlich gefolgt von ihrem Manne.

„Er haut die Leute jetzt“, sagte Susa, während sie unter der Tür stand und dem davonrollenden Wagen nachsah.

„Wen haut er?“

„So die Leute . . .“ antwortete sie vage, „wenn einer etwas falsch macht.“ Matthias fühlte, daß er sich empören mußte; davon geschah nichts. Er trat neben Susa hin und erkannte in der Ferne noch den schwarzen Stutz des kleinen, seidenen Hutes — an einer Biegung des Wegs, der sich gleich darauf in den schon winterlichen Wald verlor.

„Wir denken ja nicht an die Mutter“, sagte er laut, ohne daß er es wollte.

„Nein“, erwiderte Susa mit klarer Stimme.

Er blickte sie an; ja, sie war ein Weib mit ihren sechzehn Jahren. Eine Stunde darauf, während in der kleinen Kirche der Sarg eingeseget wurde, folgte Matthias ihren Augen. Sie tauchten mit versunkenem Glanz in die eines jungen Menschen, der abseits an der Wand lehnte; er war hübsch und gewöhnlich, und der Blick, den er zurückgab, unverhüllt verlangend.

Während die Mutter eingeseget wird! dachte Matthias, und wieder wollte er sich vorschreiben, zornig zu werden. Doch er erinnerte sich gewisser Auftritte in der Lehrerswohnung und sah schwach und gedemütigt auf seine gefalteten Hände hinunter.

Nach der Beisezung war er allein zu Hause; er saß auf dem Ledersofa der Wohnstube, dort wo die Gräfin gegessen hatte, und starrte vor sich hin, mit einer bitteren Leere im Herzen. Etwas kratzte an der Thür, er öffnete dem Hunde. Wächter war sehr gealtert, zum Mindesten ging er auch in sein vierzehntes Jahr. Seine Augen wiesen eine klebrige Nässe auf, und wie Matthias ihm den Rücken streichelte, kam die Hand an eine offene Wunde, deren Ränder zeigten, daß sie längere Zeit schon bestand, sich nicht mehr schließen konnte. Matthias schauderte ein wenig zurück, denn er neigte zum Ekel, und der Hund, als ob er in ihm läse, blickte ihn trübselig an.

„Ja,“ sagte Matthias, „es war zu leicht, dich zu lieben, als du noch schön warst.“ Er kniete nieder, zog das Tier zu sich heran und berührte die Wunde mit seinen Lippen. In diesem Augenblick ging die Thür auf, und Matthias sah den Vater im weiten Gehrock, den Seidenhut in seiner Hand, die in schwarzer Baumwolle steckte. „Wächter ist krank“, sagte Matthias verwirrt.

„Alt. Er benagt sich schon selbst,“ sagte der Vater, „man muß ihm Gift zu fressen geben.“

„Gib ihn mir mit, die Lehrerin hat immer Abfälle, er kann unter meinem Bett schlafen.“

„Meinetwegen“, sagte der Vater, der an etwas Anderes dachte.

Die Lehrersfrau duldete das alte Tier, aber mit Arger, und Matthias, in unbestimmter Angst, zeigte es wenig. Er kaufte ihm Milch von den wenigen Pfennigen, die zu seiner Verfügung waren, und ließ es des Nachts neben seinem Bett auf dem Kopfkissen liegen, dessen Überzug er beim Schlafengehen abnahm. Er erreichte durch seine Pflege, daß dem Terrier die Rückenwunde noch einmal zuheilte.

Eines Abends war die Frau wieder einmal allein zu Hause, und Matthias, wie er es pflichtmäßig tat, ging hinunter um ihr Gesellschaft zu leisten. Mürrisch empfing sie ihn, und als er sanft nach dem Grund ihrer Laune fragte, erklärte sie ihm mit einem Wort von gemeinem Klang, sie fühle sich schwanger, und das Kind sei gewiß nicht von ihrem kranken Manne.

Matthias erschrak bis auf den Grund seiner Seele; aber dann, nach einem Schweigen, sprach er zu ihr aus heiliger Pflicht die liebevollsten und schönsten Worte. Sie antwortete mit erneuten Giftreden, sie steigerte sich in Wut und versetzte ihm zuletzt einen Schlag. Matthias neigte nur das Gesicht ein wenig. Da stieß sie mit den Füßen nach ihm und spie ihm alle Schmutznamen ins Gesicht, die in ihr aufgespeichert lagen.

Es kamen für Matthias fast unertragbar harte Wochen. Der Mann ahnte zwar nichts, aber die

Aussicht auf diesen Zuwachs schien ihn verzweifelt zu machen, und Matthias bot sich jeder Laune als Ziel. Er wollte es so. In seiner tiefen Unberatenheit hatte er sich eine schwere Schuld zurechtgelegt, die abzubüßen sei. Alles in ihm drängte nach Buße — nach einer Buße, die lichtlos war, weil er sich keine Verheißung gegenwärtig zu halten wußte. Die Religion mit ihren Erleichterungen war ihm ja fremd geblieben.

Matthias schränkte jedes seiner Bedürfnisse auf das Strengste ein. Er trank keine Milch und keinen Milchkaffee ferner, sondern einzig ein wenig Wasser, er nahm von den mageren Schüsseln noch weniger, als er gewohnt war; er gönnte sich nicht mehr die dünne Matratze seines Bettes. Sein Kissen war ja längst dem Hunde abgetreten, der immer darauf wartete, als auf sein Recht; nun aber zog Matthias, wenn er seine Kammer verschlossen hatte, an jedem Abend auch seine Matratze fort und breitete die Leinwand auf das nackte Drahtgeflecht, dessen Vorsprünge und Buckeln unter ihr hervortraten wie Rippen unter einem Leichentuch.

Matthias' Jugend triumphierte, er schlief dennoch, obgleich sein Rücken schwielig wurde. Er machte es sich zur Aufgabe, in jeder Nacht dreimal aufzuwachen, um nach Wächter zu sehen, der ihn matt anblinzelte und ihm die Hände leckte. Er zog sie fort . . .

Eines Nachmittags im Februar, als er nach Hause kam, fand er das Tier sehr krank, es heulte

leise und hohl und erbrach sich. Matthias hatte die Lehrerin im Verdacht, die nun im vierten Monat ihrer Schwangerschaft stand, und deren Launen, statt ins Sanfte und Entsagende zu gehen, sich mit jedem Tage verschlimmerten. Am anderen Morgen ganz früh starb der Hund in Krämpfen. Matthias zertrennte eines seiner weißen leinenen Hemden und band den Leichnam ein.

Und nachdem er sich im Keller ein Werkzeug genommen hatte, trug er die Last auf seinen Armen durch die grauen und leeren Straßen und begrub sie unter dem Schnee in der harten Erde eines Hügelns vor der Stadt. Die Arbeit war nicht leicht, und er hatte sich, wie sie beendet war, für den Schulbeginn zu eilen. Die Frau sagte beim Mittagbrot: „Ich danke Gott, daß das Vieh weg ist, der Geruch war nicht mehr auszuhalten. Er war darmkrank.“

Matthias fühlte sich einsamer. Er war zu arm, als daß er hätte Freunde finden können und mögen. Von daheim kamen freilich einige Briefe. Selten ein ungelenkter und leerer von der Schwester, seltener einer vom Vater, und diese waren am Wenigsten angetan, Matthias zu erwärmen oder zu erfreuen. Aus ihnen erkannte er, daß Susa im Rechte war, wenn sie einmal schrieb: der Vater wird ganz wunderbar. Des Vaters Briefe beschäftigten sich niemals mit Matthias' Ergehen, sie enthielten auch kaum ordentliche Nachrichten vom Gute, vielmehr waren sie erfüllt mit Klagen und

geärgerten Redensarten über geringe Vorkommnisse, die nicht wert waren, einen Mann auf Gedankens Länge zu beschäftigen.

Da Matthias seine Bücher schwerer und schwerer verstand, mußte er die Abende zu Hilfe nehmen. Die schlechte, dunkel beschirmte Lampe, die man ihm widerwillig überlassen hatte, erleuchtete schwach nur einen Teil seines Tisches, und wenn Matthias die ermüdeten Augen in die Finsternis des Zimmers aufhob, so war ihm oft, als stünde oder schwebte er verlassen in einer ungeheuren Dunkelheit. Ja einmal, wachträumend, fühlte er sich in einer stürmischen und kalten Nacht an einem Kreuze hängen, wütenden, flammenden Schmerz in der Brust. Er erschrak aufs Außerste über diese Vorstellung, die seinem Denken wenig geläufig war.

Es bedeutete eine Erlösung, als, auf einfache Art, alles um ihn zusammenstürzte.

8

Seitdem ihr Zustand sie veränderte, hatte die Frau angefangen, Matthias auf eine neue Art zu mißbrauchen. Sie verlangte, war sie allein mit ihm in der Wohnung, Pflegedienste von komplizierter und seltsamer Art und genoß dabei das Glück häßlicher Seelen, sich ohne Gefahr despotisch zeigen zu dürfen. Aber einmal, als sie unbedeckt lag und sich von Matthias warme Kompressen auflegen ließ, mit denen sie wieder und wieder un-

zufrieden war, kehrte die Szene zurück, die sich vor vielen Monaten abgespielt hatte. Der Lehrer kam zeitig nach Hause. Matthias stand, in der Haltung eines aufmerksamen Arztes, über das Bett gebeugt, als jener schon in der Türe erschien.

Es wäre für die Frau vielleicht möglich und gewiß naheliegend gewesen, einfach zu erzählen, sie habe sich in einem Anfall von Schmerzen nicht anders mehr zu helfen gewußt und habe nach Matthias gerufen. Aber sei es, daß ihr diese Lüge nicht genug Sicherheit zu bieten schien, sei es, daß ihre natürliche und noch gesteigerte Bössartigkeit triumphierte, sie griff es anders an. Sie gab sich mit unglaublicher Geschwindigkeit die Haltung eines überrumpelten und beleidigten Weibes und erklärte, daß Matthias, der ohne Zweifel einer gewissen argen, ihr unerklärlichen Lüsternheit und Neugierde seines jungen Herzens folge, bei ihr eingedrungen sei, um sich am Anblick ihres Zustandes zu weiden. Dies geschehe, fügte sie hinzu, nicht zum ersten Mal. Doch wiederholt habe er sich so scheinheilig gebärdet, daß sie ihn nicht durch einen Verrat habe verderben wollen.

Der Lehrer, dem die Sache im Grunde wohl gleichgültig war, begriff, daß es seines Amtes sei, in Bohn zu geraten. Er war bereit, seine Frau unverdächtig zu finden, die allzuoft in hämischer Weise von dem Bauernjungen gesprochen hatte. Und zudem sah er den schweigenden Matthias durchaus in der Haltung eines Schuldigen da=

stehen, sehr rot, gesenkten Blicks und die Hände krampfhaft ineinander ringend.

Adam fühlte, daß er den jungen Menschen ohne Gefahr schlagen könne, und er trat auf ihn zu. Aber selbst in dem Zustand von Zerknirschung, in dem sich Matthias befand, und obwohl ihn Scham und Trübsal schwächer machten als ein Kind, lähmte er durch seine Gestalt und bessere Art den feigen kleinen Mann, der sich damit begnügte, ihn zu beschimpfen und ihn schließlich auf seine Kammer zu weisen. Die Frau saß halb aufrecht in ihrem Bett und, Gott weiß wie sie es fertig brachte, sie weinte.

Noch ehe er seine Dachkammer betrat, war es Matthias deutlich, daß nun alles zu Ende sei. Er übte keinerlei Kritik an dem Vorgefallenen, er versuchte keineswegs, sich innerlich aufzulehnen. Sein ursprüngliches und allgemeines Sündenbewußtsein übermannte ihn vollends vor diesem Geschehnis, das doch eigentlich nichts bedeutete.

Derart ungeheuerlich stand es vor ihm, daß die vollkommenste äußere Veränderung ihm nur als natürliche Folge erschien. So beargwöhnt, so beschuldigt, so besleckt vermochte er nicht zu bleiben. In solchem Zustand verfolgte man nicht eine begonnene ehrenvolle Laufbahn. Hier war nichts zu vertuschen, nichts zu verbessern.

Es galt zu fliehen. Er würde aus dieser Stadt entfliehen, die seine Schande gesehen hatte, er würde aus der Fürsorge seines Vaters entfliehen, die er nicht länger verdiente. . . Schon als er seine Stuben-

tür hinter sich schloß, hatte er den Gedanken, sich am kommenden Tage wie gewöhnlich unter seine Klassengenossen einzureihen, wie eine Unmöglichkeit von sich geschoben.

Vieles mochte sich freilich in dem mischen, was ein Entschluß nicht wohl heißen konnte. Vielleicht griff seine Seele aufatmend nach dem schimpflichen Anlaß, schimpflicherem Leiden in diesem Hause zu entgehen, und wahrscheinlich war es auch wieder eine Sehnsucht nach Leiden, womit ihn die Weite verlockte. Es war ihm zu niedrig ergangen, und es war ihm nicht schlecht genug ergangen, wohl lag es so, — und die dumpfe Vorstellung von der entfernten großen, gleichgültigen Stadt, in der er, schlecht zum Kampfe gerüstet, um sein Leben würde zu kämpfen haben, erfüllte ihn mit einem Schauer, dem die Lust nicht fehlte.

Matthias ließ alle Teile seiner Habe, deren er nicht zu bedürfen glaubte, in der Mansarde zurück, nahm seinen Sonntagsanzug in ein Tuch und das Unentbehrlichste in ein Bündel, und ging die Treppe sacht hinunter. Die Nacht würde er im Stadtwalde verbringen und am anderen Tage ganz früh den überflüssigen Anzug zum Trödler tragen. . . Er ging um zwei Gassen, dann über das Flüsschen und stand unter Bäumen.

Es war eine Mainacht, warm, halbhell vom Monde. Matthias suchte eine versteckte Bank, legte sein Bündel an ihr eines Ende, bettete sich und sah durch Blätter in den milchigen Himmel auf.

Schritte kamen, man lachte, man küßte sich, trat zu ihm her. Matthias lag schon mit geschlossenen Augen, er war nahe am Schlummer, er hörte das Mädchen sagen: „Komm fort, da liegt ein Strolch.“

9

Er war kein Arbeiter, er kam aus gesicherten Umständen, und also war er nicht geschickt, sich in der Großstadt den bescheidensten Platz selber zu finden. Er litt zunächst nicht darunter. Benommen ging er und ins Leere träumend in den Straßen herum, ohne etwas Bestimmtes zu wollen, als irgendwo eine Semmel, wenn es ihm einfiel, und schlief, auch hier in Berlin, irgendwo unter dem Sommerhimmel.

Ein einziges Mal in diesen Tagen betrat er im Norden eine Wirtschaft, ließ sich Milch geben und verlangte Schreibzeug, um seinem Vater Nachricht zu senden. Ihm war zu Mute, als seien sie durch eine ungeheuere Ode voneinander getrennt. Ja es erschien ihm im Grunde nicht sehr glaubhaft, daß noch ein Brief zu seinem Vater gelangen könnte . . . Er ahnte recht.

Jene Wunderlichkeit, die von der Schwester erwähnt worden war, hatte damals seinen Vater fast schon zerstört. Noch tat er seinen Dienst, aber er sprach kaum mehr und hatte begonnen zu trinken. Einige schoben dies auf alte Kopfwunden, die von einem Hufschlag herrührten, und die sich nun, wie man meinte, so spät erst geltend machten. Andere

dachten mehr an den Tod seiner Frau. Auch der Wendung, die es mit Susa genommen hatte, wurde ihr Theil zugeschrieben.

Aber hierin jedenfalls irrte man. Denn als Susas Geliebter in den ärgsten Tagen davonging, als sie dann schließlich sein Kind gebar, war der Großvater so zärtlich, als er mit einem zu Recht geborenen nur hätte sein können, spielte halbe Tage an seinem Bettchen und ließ es gerne im Haus. Von Matthias sprach er niemals, es blieb ungewiß, ob er seinen Brief gelesen hatte, und wenn er ihn gelesen hatte, ob er ihm Bedeutung gab. Auch über das, was ihm von fremder Seite schriftlich gemeldet wurde, verlor er kein Wort. Susa las im Geheimen die Anklage des Lehrers und schwieg dann wie der Vater; sie hatte am eigenen Schicksal zu tragen.

Selbst eine so unfähige Herrschaft, wie der Graf sie darstellte, mußte zuletzt bemerken, wie es mit dem Verwalter stand, und wenig mehr als ein Jahr nach der Geburt des Kindes verließen sie zu dritt das Gut und verzogen in eine mittlere Stadt weiter nach Westen hinüber. Susa pflegte dort ihren Vater, sflavenhaft dankbar für seine Duldung, ganz ohne böse Launen, die doch oft zu verstehen gewesen wären, und sie begrub ihn mit Tränen. Damals war ihr Knabe acht Jahre alt und sie selbst eine fast schon verblühte Frau. Sie fand gleichwohl einen, der sie heiratete, einen Kellner, dem in der langweiligen Stadt ihr ein

wenig fremdes Wesen gefiel. Doch als er sich mit einem kleinen Kaffeehause selbständig gemacht hatte, schadete die eingeschlossene Luft, worin sie jeden Nachmittag und halbe Nächte zubrachte, ihrer Lunge, und es blieben ihr wenige Jahre. —

Matthias überkam, als die schönen Tage von regnerischen und kühlen abgelöst wurden, die körperliche Not und etwas, was einem Bewußtsein seiner Lage wenigstens ähnlich sah. Ungewiß dennoch, was er begonnen hätte, wenn nicht ein Erlebnis, das ihm schlimme Erinnerungen heraufbeschwor, seinem träumenden Sinn zu Hilfe gekommen wäre.

Als er nämlich eines späten Nachmittags im tröpfelnden Regen die Invalidenstrasse hinunterging, um einen ihm bekannt gewordenen Logierkeller im hohen Norden aufzusuchen, bemerkte er, daß ihm jemand folgte, und sich umwendend, sah er sich Aug in Auge mit einer umfangreichen älteren Weibsperson ohne Hut, die asthmatisch keuchte. Sie warf bedeutungsvoll den Kopf zurück, winkte und fragte ohne Umschweife, ob ihm daran gelegen sei, sich ein Stück Geld zu verdienen. Matthias nickte.

„Sie sollen nichts dafür arbeiten,“ sagte sie leise, „im Gegenteil — es wird ein Pläsier sein für einen jungen strammen Kerl. Wir haben ein flottes Mädchen herbestellt. Zwei sehr feine Herren sind da, Ausländer, solche, die nachher noch extra etwas springen lassen . . .“ Und nach einigem Fragen verstand Matthias, daß er

dazu ausersehen sei, bei einer geheimen Schau-
stellung von besonderer Art mitzuwirken. Er machte
finstere Augen und ließ die Alte in der Seiten-
straße stehen, in die sie ihn gezogen hatte. Unterm
tröpfelnden Regen stand sie da, die Hände auf den
Hüften, erstaunt und wütend, und schimpfte leise
hinter ihm drein.

Aber am andern Vormittag meldete sich Mat-
thias auf einem Arbeitsamt der inneren Stadt.

10

Es wurde fast sogleich für ihn gesorgt, denn ein
Beamter der großen Straßenbahngesellschaft wählte
ihn unter denen aus, die in einem der Depots bei
einer bevorstehenden Hauptreinigung mithelfen soll-
ten. Die Arbeit war auf drei Tage berechnet. Schon
am zweiten taten Matthias die Kniee weh vom Hin-
kauern, seine Hände waren aufgerissen durch das
kalte Wasser der Putzlumpen und Wascheimer, und
er hustete vom aufgewirbelten Staub. Am vierten
Tag saß er mit seinem Geld in der Tasche müde
und ohne viel Hoffnung wieder auf der alten Bank.
Doch er hatte hier Glück, es war klar.

Man ließ ihn in den Verschlag kommen, wo
der Vorsteher an einem Tische zu sitzen und For-
mulare auszufüllen pflegte. In seiner Gesellschaft
fand Matthias einen fetten, glattrasierten Mann
von Aplomb, der seinen runden Hut auf dem
Kopfe behalten hatte und Matthias überlegen

musterte. Er fragte: „Haben Sie in Häusern gedient . . . ich meine: in guten Häusern?“

„Ich habe überhaupt noch nicht gedient.“

„So, aber der Herr Sekretär hat mir doch erzählt . . . Sie sind ja wohl nicht Arbeiter, das sieht man.“

Und auf eine Ermunterung des Vorstehers beschrieb Matthias ungefähr, was er sei. Der Rasierte blinzelte: „Ja — da sprächen Sie also zum Beispiel Französisch und wüßten, wie man sich so im Allgemeinen benimmt?“ Matthias erklärte gedrückt, daß er es wisse. Und nach einer kleinen Viertelstunde war es ausgemacht, daß er, zunächst auf Probe, den Posten als zweiter Diener dort erhalten sollte, wo der gewichtige Mann als Kammerdiener bedienstet war. Schon am folgenden Tage sollte er sich im Brunewald zur Stelle melden.

Sein künftiger Meister ging. Mit der Klinke in der Hand sagte er noch, über die Schulter zurück: „Sie werden natürlich unsre Livree tragen.“

„Gewiß,“ sagte Matthias.

II

Die Villa, in die sich Matthias als Bedienter versetzt fand, ein nicht ganz neues, aber geräumiges und bequemes, in etwas irriger Renaissance erbautes Haus, war von weiten Gartenanlagen umschlossen und sah mit den Türmchen der Front auf einen tiefer liegenden, kleinen See. Hier wohnte

und beschäftigte sich nach Laune ein Herr von etwa fünfunddreißig Jahren, dessen Vater irgendwo im Rheinland eine rotleuchtende, eisenlärmende Hölle regierte.

Wenn dieser Vater, der alte Louis Camphaus, der selbst noch Arbeiter gewesen war, zu seiner Erholung nach Düsseldorf hinüberfuhr und im Breidenbacher Hof frühstückte, und es kam die Rede auf seinen Sohn, so nannte er ihn nicht ohne Stolz seinen Kunsthistoriker. Dieser Titel war nur schwach verdient.

Der Sohn Camphaus sammelte allerdings, und zwar hatte er es zu einem hübschen kleinen Museum englischer Miniaturen gebracht. Er besaß Arbeiten von Smart und von Engleheart und aus den früheren Zeiten solche von Flatman, Dixon und den Olivers. Aber das verschaffte ihm vielleicht nicht mehr innere Beziehung zur Kunst, als hätte er in der verwendeten Zeit auf seiner Chaiselongue geschlafen.

Auch waren die Miniaturen nur ein Gegenstand zweiter Ordnung für ihn. Im Wesentlichen beschäftigte er sich mit Frauen. Er war so reich, daß er geliebt wurde, und zwar durchaus auch von solchen Frauen, denen es nicht einfiel, von seinen Reichtümern profitieren zu wollen. Geldmacht und Luxus ohne Grenzen sind Eigenschaften, die in Liebesdingen zum Mindesten ebenso zählen, wie Vorzüge des Herzens oder des Außern — besonders dann natürlich, wenn ihr Verwalter persönlich

nicht geradezu das ist, was die Frauen unausstehlich nennen.

Ferdinand Camphaus war es durchaus nicht. Sein brünettes, korrektes Gesicht über dem wohlgewachsenen, nur ein wenig zu massigen Körper durfte angenehm heißen; in seinen Berliner Jahren hatte er gelernt, sich zu kleiden und zu betragen. Er galt für freundlich und sympathisch. In seinem Herzen war er gewiß nicht gut und nicht böse, aber die Welt lächelte ihm, und so zeigte er die gleiche Miene.

Vom zweiten Tage an war es im Wesentlichen Matthias' Funktion, vor den ankommenden Frauen die Tür zu öffnen und ihnen beim Ablegen und Anlegen der Oberkleider behilflich zu sein. Selten, daß es sich am gleichen Nachmittag um nicht mehr als einen solchen Besuch handelte; das intime Dasein des Hausherrn konnte eines Stundenplans nicht wohl entbehren . . .

Und Matthias öffnete, in seiner anliegenden, dunkelbraunen Livree mit vergoldeten Knöpfen, die Tür des Vestibüls vor vielen, vielen Frauen. Er sah ihre Wagen in das Gartenportal einbiegen und das große Rondell umfahren, und manchmal, während seine Blicke durch die Glasscheiben hindurch der Kurve folgten, erinnerte er sich dunkel jener Auffahrt vor dem Schloßgebäude des heimischen Gutsherrn.

Herr Camphaus wurde von Frauen besucht, die im eigenen Gefährt kamen — aber wenige wagten das —, Matthias öffnete vor gemieteten Auto-

mobilen, vor schlechten Droschken, doch auch vor Fußgängerinnen, die der kurze Weg von der Straßenbahn her bereits außer Atem gebracht hatte, und denen er im Vestibül die bespritzten Stiefelchen abreiben mußte. Ebenfalls hatte er, wenn François zur Stadt geschickt worden war, mitunter den Tee zu servieren, und es kam vor, daß er dabei unkonventionellen Szenen beiwohnte.

Aber von keiner dieser Frauen, die er so nahe sah und mit den Händen streifte, hätte er das Mindeste auszusagen gewußt, er hätte höchstens, wäre es ihm in den Sinn gekommen, etwas Gemeinsames festgestellt: alle miteinander hätte er gewöhnlich genannt. Von vornherein war es ihm deutlich, daß seines Brotherrn Erfolge Schein und Einbildung sein mußten. Er wußte ja, er, Matthias, wie billig der Erfolg bei jenen Frauen ist, bei denen es sich nicht lohnt, daß man Erfolg habe. Hierin setzte er sich völlig gleich mit seinem Herrn... Herr Camphaus war töricht genug, sich täuschen zu lassen, er war selbstzufrieden, er war hoch erfreut über eine Existenz, der die Liebe dieser Geschöpfe zweiten Ranges Bedeutung verlieh... Wahrhaftig, die Leute im Dienerzimmer, François, der Koch, der Chauffeur und die beiden Stubenmädchen, sie befanden sich im Rechte, wenn sie ihm, alle miteinander, eine übrigens leidlich gutmütige Verachtung widmeten. „Der Dicke“, sagten sie, und die Bezeichnung schien Matthias sonderbar treffend, ja erschöpfend.

Er selber freilich nannte Herrn Camphaus niemals so, dies war nicht in seiner Art. Seine Art war vielmehr so, daß er dem reichen Manne mit um so größerer Inbrunst diente, je mehr er ihn bei sich herabsetzen mußte. Ja, eines Tages nach Tisch, als er Sherry servieren sollte und Herrn Camphaus in seinem Klubessel sitzen sah, eines der soliden Beine über das andre geschlagen und so ganz ein Bild unschuldigen, törichten Behagens, da ergriff Matthias ein Drang, dem er nur schwer zu widerstehen vermochte: vor dem verdauenden Gebieter niederzufallen, seine Lackschuhe mit Tränen zu nässen und ihn um Verzeihung anzuflehen. Um Verzeihung dafür, daß er ihm nicht so niedrig diente, wie es recht war zu dienen. Um Verzeihung dafür, daß er sich ihm gleichstellte. Um Verzeihung dafür, daß er ihn zu genau kannte und im Stillen über seine Freuden zu lächeln wagte.

12

Gleichwohl gab es Besucherinnen, und nicht wenige, die in der Hauptstadt ihren Rang hatten, und deren Neigung wohl zählen konnte. Eine Schauspielerin war unter ihnen, die sich mit ihrer sehr besonderen, überaus intellektuellen Kunst so berühmt gemacht hatte, daß sich fast niemand mehr darüber klar wurde, wie sehr ihrem Spiel der Nerv des eigentlichen Lebens fehlte. Sie war eine schlanke, scharfzügige, höchst lebhafteste Dame,

der Camphaus äußerlich mehr Respekt erwies, als zu spenden in seiner Gewohnheit lag. So ver-
säumte er niemals, sie bis zur Vorhalle hinaus-
zubegleiten und zuzusehen, wie Matthias ihr den
Mantel umlegte.

Auch in diesen Minuten noch pflegte sie ihren
Freund mit ihrer tiefen, stets etwas klagenden,
doch ungenierten Stimme zu unterhalten, und noch
während sie den letzten Knopf ihrer Handschuhe
schloß, waren es geistige, waren es problematische
Gegenstände, mit denen sie sich monologisierend be-
schäftigte. Camphaus beschränkte sich im Allge-
meinen darauf, höflich zu lächeln und den Kopf
zu neigen, und man konnte den Eindruck gewinnen,
als genüge ihr diese Art der Partnerschaft voll-
kommen. Unter dem Portal noch sprach sie ihr
letztes kluges Wort, bezeichnete aber mit keinem den
Abschied, winkte nur mit der Hand und bestieg das
telephonisch herbeigerufene Automobil . . .

Matthias sah einige Male, wie Herr Camphaus
nach solchen Abschieden mit einem gemäßigten
Grinsen in sein Zimmer zurückging, und während
er sonst die Einzelheiten seiner jetzigen Umgebung
nicht allzu präzise wahrnahm, berührte ihn diese
eine sehr peinlich. Er fühlte ein Unrecht in Herrn
Camphaus' diskreter Heuchelei und Mitleid mit
der so hintergangenen beredten Dame. Als sie
wieder erschien, begann er sie, als erste nach so
vielen, verstohlen anzublicken.

Und es war, als hätte die Schauspielerin nur

auf irgendwelche noch so geringen Zeichen der Aufmerksamkeit bei dem jungen Diener gewartet. Denn ganz plötzlich verstummte sie nun, eines Nachmittags, mitten in einem ihrer gescheiterten Sätze, hob das Lorgnon zum Auge, und ohne sich durch Herrn Camphaus' Gegenwart geniert zu zeigen, betrachtete sie den Kopf des Dieners über der braunen engen Livree, so als machte sie da eine ganz neue Entdeckung. Auch als sie das Glas hatte sinken lassen, sprach sie nicht mehr, winkte flüchtig von der Tür zurück und verschwand, vorbei an Matthias der den Schlag öffnete, stumm im Wagen.

Aber das nächste Mal ging sie einen Schritt weiter. Nachdem ihr der Mantel angelegt und Matthias zurückgetreten war, schüttelte sie erst bewundernd den Kopf, und dann, als erklärte sie ein Gemälde, halb zu Herrn Camphaus gewendet, sagte sie: „Ein herrliches Menschengesicht!“

„Hübsch, ja, hübsch“, sagte Herr Camphaus, küßte ihr die Hand und ging etwas rascher als sonst in die Zimmer. Er war kein Spielverderber, und seine Neigung für die kluge Frau hielt sich in Grenzen.

„Schön sind Sie,“ wiederholte sie zu Matthias, der mit errötetem Gesicht vor ihr stand, „wissen Sie, daß Sie schön sind, Mann?“ Matthias antwortete natürlich nichts. Aber er versprach dann, flüsternd, zu kommen.

Im Grunde war Frau Gontard wohl nicht für allzu greifbare Abenteuer geschaffen, die ganz des Geistigen und ganz der Komplikationen ermangelten; sich von einfacher Schönheit dergestalt hinnehmen zu lassen, lag schwerlich in ihrer Natur. Vielleicht hatte sie sich nur aus einer Art von Verpflichtungsgefühl auf dieses Wagnis so hastig eingelassen: dem Verpflichtungsgefühl einer Frau, die so überlegen ist, daß sie sich aus Überlegenheit auch derlei Episoden gestatten muß . . . Jedenfalls fühlte sie sich erleichtert, ja dankbar und beglückt, als ihr nun immerhin kein ganz gemeiner Lakai, nicht einfach ein stattlicher Tölpel gegenüberfaß; und eine halbe Stunde, nachdem Matthias eingetreten war, hielt sie bereits sein Schicksal zart und klug zwischen ihren mütterlichen Händen.

„Mein armer Freund,“ sagte sie, „mein armer Freund,“ und blickte ihn liebevoll an. Und allerdings war es eine Lust für sie, ihn zu betrachten.

Matthias sah frisch und wohl aus, weil er in seiner Scheu vor Spott sich den reichlichen Mahlzeiten im Dienierzimmer der Villa nicht zu entziehen vermochte. Aber zu robuster Gewöhnlichkeit war keine Anlage in ihm, und der etwas traurige Ernst seiner dunklen Augen dominierte durchaus in seinem Gesicht. Sein feiner Mund, knabenhaft voll noch und weich geschweift, doch keineswegs üppig, sein sanft gebildetes Kinn konnten rühren. Aber der weißen, nicht

sehr hohen Stirn lagerten die Haare reich und locker in ihrer Schwärze, und daß sie seitlich, nahe den Schläfen, sehr kurz gehalten waren, so kurz daß die Haut durchschimmerte, gab dem idealischen Gesicht einen Rahmen von Korrektheit, der den Eindruck des Zarten und Hilfsbedürftigen nur vertiefte.

Aber viel mehr noch rührte Frau Gontard dieser arme blaue Anzug, den Matthias nun statt seiner Livree trug, dieses Knabengewand, dessen Bein- kleider und Ärmel zu kurz und dessen Ellbogen glänzend waren, und dem sie ansah, wie emsig es vor dem Besuche gebürstet worden war. Und hinabgleitend am Ärmel verweilten ihre Augen auf Matthias' Handgelenken, die hervorsahen. Sie waren nicht besonders fein, doch wohl geformt, ohne ein Rückbleibsel jener Entwicklungskrankheiten, die den Kindern der Armen selten erspart sind, und sie setzten sich fort in Händen, die lang und schmal und ebenmäßig erschienen, und die zitterten, während Matthias so unter Frau Gontards Blicken saß . . .

Sie erhob sich, sie warf mit einem weiten Schwung die losen Ärmel ihres Teekleides zurück und hüllte sein Knabenhaupt in ihre Arme.

Sie blieben lange schweigend. Dann bat sie: „Erzähle mir von dir.“ Aber da er weglief, was er empfand, und nur von dem sprach, was er gesehen hatte, so wurde seine Erzählung dürftig und kurz. Vielleicht wäre er im Stande gewesen, mit weit mehr Farbe zu berichten, auch war es ihm

klar, daß sein Leben in manchem Betracht nicht zu den gewöhnlichen zählen könne; dennoch verabsäumte oder verschmähte er, etwas Besonderes daraus zu machen. Auch dieser Frau gegenüber fehlte es ihm an allem Willen, sich selbst ins Licht zu setzen, sie zu bestechen, zu gewinnen. Wohl fühlte er, daß Frau Gontard etwas Anderes sei und daß sie es besser mit ihm meine als die Frauen, die ihn bis heute besessen hatten. Doch auch sie war keine von denen, die, wie sein Blut träumte, wahrhaft den Preis und Wert des Lebens bildeten. Niemals würde er freiwillig, ganz aus sich heraus, an diese Frau gedacht haben.

Dennoch taute etwas auf in ihm, wie er sie so mit Güte reden hörte und in ihre freundlichen und belebten Züge sah; und sein Mitleid, jenes Mitleid, das stets in ihm bereit lag, begann sich auf seine eigene Person zu wenden.

Frau Gontard war keineswegs enttäuscht von dem, was sie vernommen hatte, und sie war lebhaften Geistes genug, selbst etwas daraus zu machen, wenn es an und für sich zu wenig schien. Sie dachte über Matthias nach und verwandelte sich in die Menschen seiner Erzählung, und das Herz wurde ihr groß in der Brust. Sie wußte Matthias Dank für diese Empfindungen, die er ihr verschaffte, und sie gewann ihn aufrichtig lieb in diesen Minuten, selbständig und ohne daß er viel hätte dazutun müssen. Die hellen Augen ihres blassen und scharfzügigen Gesichtes sahen aufmerk-

sam auf eine Stelle der Teedecke nieder, sie hielt Matthias' weiche, kühle Hand in ihrer festen und warmen und sagte von Zeit zu Zeit: „Ein armer, lieber Junge . . .“ Matthias spürte einen schönen, süßen Schmerz in der Brust; er lehnte mit geschlossenen Augen den Kopf fester gegen das Rückenpolster des Sessels.

14

Frau Gontard bewohnte den ersten Stock eines der ruhigen und vornehmen Häuser, die es im älteren Teil des Berliner Westens noch gibt. Ihre fünf Zimmer, von denen drei auf einen schönen Garten sahen, waren ohne viel Sorgfalt möbliert und ganz ohne jene meist ein wenig albernen Kofetterien, die von den Frauen der Bühne bevorzugt werden. Es fehlten sogar die beliebten Kostümphotographien in anspruchsvollen Rahmen; und ein Bild der Duse, von dem sich Frau Gontard nicht völlig trennen konnte, war ruckweise, nach geheimnisvollen Anfällen von Selbstkritik und Hoffnungslosigkeit, vom Arbeitszimmer immer weiter fort gewandert und hing jetzt in einem kleinen Ecksalon, den Frau Gontard nicht liebte.

Hier suchte sie das Bild mit dem leidenden Göttingengesicht mitunter auf, sogar im Winter, obgleich der Salon ungeheizt lag, und stand eine Weile davor. Sie las die italienischen Worte der Dedikation: „In neidloser Bewunderung.“ Das

glaube ich — neidlos, dachte sie böse und traurig, und dann kehrte sie mit der ganzen Zähigkeit ihres Volkes zum Studium einer Rolle zurück.

Sie war gleichwohl eine berühmte Frau. Es hatte sich gelohnt, daß sie erst ihre Eltern in Mannheim, wohlhabende und wohlwollende Spießbürger, mit dieser Leidenschaft für die Bühne erschreckte, und daß sie eine dennoch geschlossene, vorteilhafte Verbindung mit einem Berliner Großkaufmann dieser Leidenschaft wegen zerschlug. Mit dem Beginn ihrer dreißiger Jahre, nicht früher, war sie zur Anerkennung gelangt, aber nun würde sie den Ruhm festhalten, dies schien gewiß.

Frau Gontard war klug genug, um zunächst das zu erstreben, was die Natur ihr freigestellte. Niemals war es ihr Ehrgeiz gewesen, vom Theater herab als Weib zu glänzen. Sie fand sich häßlich und hatte einigen Trost daran, bedeutend zu sein. Fast von Beginn an war es die gereifere und war es die geprüfte Frau, die sie darzustellen unternahm, und obwohl ihr das Letzte, Unerlernbare fehlte, so blieb ihr doch überzeugende Kraft genug, um ein williges und selbst hauptsächlich auf den Intellekt gestelltes Publikum mit hoher Achtung zu erfüllen. Nur war sie sich und dem Publikum gegenüber allzu kritisch, um an diesen Erfolgen sich jemals rein erfreuen zu können. Was sie hervorrief, das waren noch nicht die Wirkungen, die sie hätte hervorrufen mögen. Im Herzen gab sie den wenigen Kritikern recht, die sich nichts aus ihr

machten. Sie war im Stande, des Sommers bei einer Erholungsreise vor den Darbietungen eines Bauerntheaters, wo besonders die Frauen mit Aufmerksamkeit sich selber spielten, in Tränen des Neides und der Hoffnungslosigkeit auszubrechen. Ruhm genügte ihr keineswegs, sie moquierte sich ein wenig über den Ruhm. Seelen umzuformen, dies galt es.

Sie ließ sich gerne von anderen Kanzeln hören als der Bühne; wenig Veranstaltungen zu mildtätigem Zwecke gab es, denen sie sich nicht mit Eifer, mit wahrer Hingabe gewidmet hätte, und als sie vernahm, daß eine gewerbliche Vereinigung Vortragskurse für Arbeiterinnen einzurichten gedachte, war sie unter den Ersten, die ihre Zeit und Arbeitskraft umsonst zur Verfügung stellten. Die Frauen und Mädchen der Arbeiter kamen, lernfreudig und geschult zu hören, wie man in dieser Schicht es heute ist, und Frau Gontard hielt den Ernst dieser Klassen, im blassen Gaslicht eines Schulfestsaals zu ihr emporgewendeten Frauengesichter höher wert als den Beifall einer Premierenmenge. Sie tat Gänge in die armen Bezirke des Nordens und des Ostens, sie gab ihr Geld hin. Sie war von Natur nicht ungütig, das ist selten in ihrer Rasse, aber eine geheime Verzweiflung über die Unzulänglichkeit, über die Unfruchtbarkeit ihrer Effekte machte etwas aus ihr wie eine Heilige des Effekts.

Sie suchte mitten im Berühmtsein, im branden-

den Erfolg, mit ängstlichen Füßen einen Fleck Erde, auf dem sie wahrhaft stünde, und dieses Lasten führte sie aufwärts. Sie wurde feurig und gut aus Sehnsucht nach Blut und Güte. Als ihr Mathias begegnete, war sie fünfunddreißig Jahre alt.

Er stellte sich nun an jedem Sonntag bei ihr ein und mehrere Male, wenn sie gerade nicht auftrat, auch des Abends nach seinem Dienst. Zuerst staunte sie ein wenig darüber, mit wieviel Selbstverständlichkeit er diese Beziehung zu einer Dame der Welt zu erleben schien, er, ein Knabe von neunzehn Jahren, er, schließlich doch ein Lakai, der seinen Dienstroß ausziehen mußte, ehe er kam . . . Aber bald hörte sie auf, die Dinge so zu betrachten.

Nein, er war ganz und gar kein Lakai; der sanfte Gleichmut, mit dem er die Geschehnisse aufnahm, stand ihm an. Alle Sehnsucht, aller sublimen Ehrgeiz ihres Herzens fand hier einen Anlaß, hervorzutreten . . . Nein, sie erwartete in ihrem Arbeitszimmer, dessen Charakter aus Komfort und Unwirtlichkeit sonderbar gemischt war, keinen Bedienten, sondern sie erwartete ein wunderschönes, reich beanlagtes, aber ungeformtes Menschenwesen, das zu formen ihre heilige Aufgabe war.

Reich beanlagt — er war es für sie. Vielleicht wäre es schwer gewesen, eine einzige Auserung zu

finden, zu nennen, mit der an Matthias ein reicher Geist sich wirklich gezeigt hätte. Aber grenzenlos war die Hingabe dieses Geistes, seine Unterwerfung, sein Glaube; sein Wille anzuerkennen und sich anzupassen, und seine Fähigkeit dazu. Er hatte bisher, der arme Junge, so wenig ein Leben der Erkenntnis geführt, daß ihm nun das Einfachste und das Zusammengesetzteste gleich fern oder gleich vertraut war, und daß es für ihn keinen Anlaß gab, sich über irgendeine menschliche Besonderheit zu verwundern oder zu entsetzen. Er wäre schon aus Herzensgüte duldsam gewesen, er war es zunächst aus Unwissenheit.

Diese eigentümliche Freiheit, die er bewies, befestigte mehr als vieles Andere Lenas Neigung; es schien nicht nötig, diesem kaum Erwachsenen mit vorsichtigen Erklärungen zu kommen, und Abstände, Abgründe, vor denen sie sich gefürchtet hatte, waren nicht da. Ein Nachmittag, an dem Lena auf eine eigenartige unter ihren Rollen zu sprechen kam, war wohl besonders entscheidend.

Diese Rolle, auf die sie sich laut vor ihm besann, war von einer tragischen Liebe voll, — tragisch war diese Frauenliebe, weil sie auf Frauen gerichtet war und zumal auf Eine Frau, eine kalte, unverständende, gnadenlose. Frau Gontard überhastete sich, während sie von ihrer unglücklichen Gräfin erzählte, sie wurde rot, sie wagte nicht Matthias anzublicken. Sie sagte: „Kannst du mir folgen, Lieber, wirklich, es hat etwas Grandioses, glaube mir. Denke,

diese Frau, die andere, die unerbittliche, sie endet furchtbar, sie wird als eine Dirne zuletzt ermordet, und wie sie in ihrem Blute liegt, kriecht die Liebende noch, gleichfalls im Sterben, auf den Knien zu ihr heran und sagt: „Mein Engel — laß dich noch einmal sehen — ich bin dir nah — bleibe dir nah — in Ewigkeit . . .“ Ich weiß nicht, siehst du wie herrlich das ist . . .“

Matthias saß ruhig da und antwortete nicht, und Lena krümmte sich in der Furcht, nun doch den Abgrund aufklaffen zu sehen, der sich dann nicht mehr schließen würde. Bin ich nicht doch eine Närrin, fragte sie sich stumm. Mit wem verbringe ich meine Tage? Habe ich am Ende schon die Capricen der unzurechnungsfähigen Frauen in den Wechseljahren? Und sie lauschte angstvoll in das Schweigen der Stube hinein. Oh, schließlich war es vielleicht besser, er sprach nichts, als daß er etwas Rohes oder Törichtes vorbrachte; eigentlich hatte sie dankbar zu sein für dieses Schweigen . . .

Endlich sagte Matthias — und dies war es, was er als einziges Ergebnis aus ihren Worten gezogen hatte, aber sie war glücklich, es zu hören — er sagte: „Immer ist es schlecht, jemand zurückzustoßen, der einen liebt.“

„Höre,“ sagte Lena eines Tages, so, als behandle sie eine Nebensache, „eigentlich kannst du

nun doch bei diesem Herrn nicht länger bleiben . . . meine ich."

Sie sprach in recht wegwerfendem Tone von diesem Herrn, und ein etwas angriffslustigerer Hörer hätte das, im Stillen mindestens, wahrscheinlich mißbilligt. Matthias dachte daran nicht, und es wäre, genau betrachtet, auch unrecht gewesen.

Diese Beziehung, wie manche andere, zählte nicht sehr in Frau Gontards Leben. Zu völlig ging sie der Regel nach in den Anstrengungen ihres Berufes auf. Aber von Zeit zu Zeit, wenn sie sich in irgendeinem sehr weltlichen Zirkel sah, und es ihr zum Bewußtsein kam, welch ein Netz von Liebesintriguen und Liebespielereien rund um sie gewoben wurde, fiel es ihr ein, da ein wenig mitzuweben. Sie besann sich darauf, daß sie eine Frau war und eine noch ziemlich junge Frau, und daß auch sie dieser pochend lebendigen Gesellschaft zugehörte, deren Unterströmungen ihr fühlbar wurden. Ja, dachte sie, ich gehöre wohl mit dazu, aber was ist mit mir . . . ich veräuere meine Zeit . . . es ist ja eine Ewigkeit her . . . Und sie begann aus jener Art von Pflichtgefühl, darum, weil „es“ ja wohl zu einem vollgelebten Leben gehörte, sich umzuschauen, zu suchen . . .

Sie suchte ohne besonderen Eifer, ohne ein tieferes Interesse, und ihre Wahl war stets einigermaßen zufällig; Herr Camphaus gehörte noch zu denen, die auszuzeichnen verständlich scheinen konnte. Ubrigens pflegte sie nicht gerade mit Hingabe ge-

liebt zu werden, wie alle Frauen, die fühlen lassen, daß ihnen die Liebe keine Hauptsache ist. Und ein Mann hatte es leicht, herauszufinden, daß sich sogar das Antwortbedürfnis ihrer Nerven, um von Besserem zu schweigen, anderswo erschöpfte als in seinen Küssen. Es war sehr hübsch, mit Frau Lena des Nachmittags eine Stunde zu verplaudern, und es bedeutete natürlich auch für den Einen und für den Andern eine Genugtuung, sich mit einer Dame von Namen verbunden zu wissen. Aber wenn irgendein Umstand der Beziehung ein Ende setzte, so pflegte sich die Lösung ohne schlimme Kämpfe zu vollziehen. Man küßte der Frau die Hand . . . Traf man sich wieder, so war das Vorgefallene fern und etwas unwahrscheinlich. Meist war gar nicht so viel vorgefallen.

Auch Camphaus fühlte sich nicht eben tragisch erschüttert, als Lena sich zurückzog. Und da er ein gesitteter und vor Behaglichkeit gutmütiger Mann war, so galt es ihm als selbstverständlich, daß er sie mit den Umständen dieses Abschieds niemals kompromittieren würde. Er sah sich seinen Diener gelegentlich einmal genauer an und fand ihn schön. In seiner gemüthlichen Gleichgültigkeit war er ohne Vorurteil und gab Frau Gontard recht, er erleichterte Matthias den Dienst auf alle Weise, ließ ihn nach Gutdünken das Haus verlassen und wartete, ohne übrigens gespannt zu sein, auf die Kündigung. Und als Matthias sie eines Julivormittags beim ersten Frühstück gesenkten Hauptes

vorbrachte, nahm er mit freundlichen Worten so-
gleich an. Das fiel ihm um so leichter, als er
sich ohnehin zu einer Sommerreise in den Norden
rüstete und seinen Haushalt für mehrere Monate
aufzulösen gedachte.

Alles ordnete sich auf das Beste. Frau Gontard
sagte: „Du wirst dich, mein Lieber, hier in der
Nähe in einer Pension einmieten — nicht für lange,
denn auch wir wollen ein wenig reisen. Wir wollen
ans Meer gehen. Ist dir das recht?“

„Das alles ist so sonderbar,“ antwortete er leise
und hob einen verwirrten Blick zu ihr auf, „ich
habe nicht das Gefühl, als tue ich das Rechte.“

„Du tust das Rechte, Matthias,“ sagte sie,
„oder erkläre mir, bitte, was besser für dich wäre . . .
Siehst du, daß du es nicht weißt.“ Und nach
einem kleinen Zögern: „Es wird dich doch ums
Himmels willen nicht genieren . . .“

„Doch,“ antwortete Matthias, „eigentlich wohl.“

Das war nicht völlige Wahrheit. Er hatte von
außen her den ungewissen Begriff gewonnen, daß
diese Art das Leben einzurichten, nicht statthaft sei.
Aber er wäre von sich aus nicht zu solcher Mei-
nung gelangt. Es war ihm ja nicht um Müßig-
gang, nicht um Luxus zu tun, es war ihm ja um
nichts zu tun. Und eben, weil seine Wünsche nicht
danach gingen, weich zu schlafen und wohl zu speisen
und an einem schönen Strande zu spazieren, —
konnte er dies alles nicht darum gerade annehmen?

Es stand wahrhaftig nicht so mit ihm, daß er

Arbeit gescheut hätte. In seiner Schule hatte er ehrlich hinter den Büchern gefessen, er hatte, rasch müde zwar aber ohne alles Widerstreben, die Bahnwagen gereinigt und in der Villa Hausdienste geleistet; nun wurde von einer gütigen Dame, die sich an seiner Gesellschaft freute, verlangt, er solle die Hände ruhen lassen; es war nicht abzusehen, warum er sich gerade hiergegen sträuben müsse. Und es tat so wohl, sie reden zu hören, nach diesen Monaten im Dienerzimmer mit François und den Stubenmädchen. Es war wie eine neue, gute Luft, ja, es war eine Befreiung. Und für immer würde es ja nicht sein, es bedeutete einen Übergang.

„Wenn Sie es so wollen . . .“ sagte er leise und freundlich. Und wie sie es wollte, bezog er in jenem Pensionat nicht weit von ihrer Wohnung ein Zimmer, ließ sich einige Anzüge anmessen und Wäsche zuschicken und nahm ein Kuvert von ihr in Empfang, das eine bei weitem größere Summe enthielt, als zur Deckung jener Anschaffungen nötig gewesen wäre.

„Ein eleganter junger Herr jetzt,“ sagte sie mit Lachen, „ein bißchen zu elegant für mich alte Frau.“

„Sie sind keine alte Frau,“ erwiderte er, „Sie sind so wundervoll.“

Er war aufrichtig, aber es war ihre Güte, die er pries. Wohl hätte er noch immer die Früchte dieser Güte gern entbehrt, ja sie hörten keinen Tag auf, ihn leise zu ängstigen . . . Er fuhr, stockend, fort: „Es ist so schön, wie Sie sich gegen mich

betragen. Ich wollte wirklich, ich wäre etwas wert, um Ihnen recht danken zu können."

Zu Anfang August fuhren sie in ein kleines Seebad auf Rügen.

Die sommerlichen Wochen, die folgten, waren gewiß die besten in Matthias' Leben. Es schien, als erfülle er zum ersten Mal den Zweck, um dessentwillen er in die Welt gekommen sei: zu dienen, mit Freude zu dienen.

Von dem Augenblick an, da sie beide im Angesicht des Meeres auf ihrer Veranda frühstückten, war Lena zu erfreuen, ihr den schönen Tag schöner zu machen, seine einzige Sorge. Nichts fehlte zu ihrer Bequemlichkeit, Matthias zeigte sich umsichtig und ergeben, wie einer jener chinesischen Diener, von denen die Reisenden erzählen. Ubrigens war Lena keine verwöhnte Frau, sehr gut hätte sie sich ohne fremde Sorgfalt zurechtgefunden. Und so empfand sie viel weniger die Wohlthat der unzähligen Handreichungen und kleinen Gänge, als daß sie seinen stets regen Willen selber, seine nimmermüde Aufmerksamkeit fühlte und genoß. Matthias war alles Andere als laut oder ungeschickt; dennoch war ihr vor seinen Blicken, vor seiner Bereitschaft mitunter ähnlich zu Mute, wie vor den jungen Jagdhunden, die einen toll aus Dienstleifer unspringen und nicht im Stande sind, auch nur das Geringste zu vollführen.

Aber, mochte er sie zeitweilig entzücken so wie ein primitives Wesen entzückt, das hinderte nicht, daß ihre große Meinung von ihm sich erhielt, ja verstärkte. Schwieg er zumeist oder stand nur mit wenigen Worten Rede, sie wußte ihn dennoch nahe. Sie lernte vor ihm ihre Rollen, und er hörte mit Ehrerbietung zu. Sie erörterte mit ihm die Korrespondenz, vor allem jenen Teil, der ihre humanitären Bemühungen anging; sie breitete das Für und Wider vor seinem stummen schönen Antlitz aus, derart lebendig, daß sich mitunter selbst der Tonfall ihrer Stimme dramatisch spaltete.

So kam er zu mancherlei Einsichten. Die Untergründe der Großstadt, in die er während jener ersten Tage mit verschleierten Augen einen flüchtigen Blick getan hatte, wurden ihm deutlich erkennbar: er sah die Männer, roh durch überharte Kämpfe, krank durch armselige Laster; er sah die Mütter, die vor Not keine guten Mütter mehr sein konnten, und die an ihrer kranken Lunge starben; er sah die Knäuel von blassen Kindern, die hoffnungslos aufwuchsen und Hoffnungslosigkeit weiter in die Zeit trugen. Er saß stumm, und langsam arbeitete seine Phantasie, und über das einzelne Elend hinaus war es, als legte sich das Gewicht des allgemeinen Weltleidens auf seine Seele.

Später dann an manchen Abenden kam es vor, daß es ihm enge wurde in seiner schweigenden Zurückhaltung. Er sprang auf und schritt mit gewaltsam bezwungenen Gliedern, die Arme steif,

die Hände geballt, in dem getäfelten Zimmer auf und ab, den Blick durch die Verandatür hinaus auf das dunkelströmende Meer geheftet, und zürnte. Warum mußte er sein, dieser Kampf aller mit allen, war es nicht natürlicher, war es nicht einfacher, das Gute zu wollen . . . Und wenn nicht dies, wenn es wirklich Seelen gab, deren natürliche Flutung anders war, warum befahlen sie sich nicht Freundsein und Gutsein? War es wirklich nötig, dergleichen erst von den Kanzeln zu predigen, unter Androhung von Strafen zu verlangen?

Ganz besonders wühlten Matthias die Berichte einer Vereinigung auf, der Frau Gontard angehörte, einer wohlthätigen Gesellschaft, die es zur Aufgabe hatte, entlassenen Sträflingen das Weiterleben zu erleichtern. Wie, nicht genug also, daß diese elenden Geschöpfe ihre Mängel — nicht von ihnen verschuldete Mängel — hinter Mauern abzubüßen hatten, man vertrat ihnen hernach noch den Weg in die Sonne! Und wer, wer? Leute, die niemals versucht worden waren! Man mußte jeden Fabrikherrn, der solche Männer zurückwies, einmal zur Probe ein wenig einsperren, damit er es verlernte, nachträglich noch Justiz zu üben . . . Matthias erinnerte sich undeutlich an Gelesenes. Er verallgemeinerte . . .

„Weißt du denn, wie es manche Zuchthausdirektoren machen, Lena, weißt du es? Sie gönnen den armen Menschen noch nicht einmal den Raum

ihrer Zelle . . . Wenn Einer einmal ungeduldig wird und ein Wort zu viel sagt, nur ein kleines Wort, so lassen sie über eine Ecke ein Gitter ziehen, so daß er noch ein winziges Dreieck hat, um sich zu bewegen, ja! Und damit er sich nicht setzen kann, auch nicht auf den Wasserkrug setzen, so geben sie ihm einen, der oben am Rande mit spitzigen Stacheln besetzt ist . . .“

Gerade auf dieses Bild kam Matthias oft zurück, es schien ihn zu verfolgen. Dabei ging ihn das Leiden der Gefangenen nicht weiter an, nie hatte er mit Bewußtsein einen Verbrecher gesehen. Aber nach dieser Richtung, nach der Seite der Empörung über das Grausame und Böse flossen die Wellen seines Herzens, und jeder Sturm, der sie stärker dorthin peitschte, war ihm recht. Er vermochte Tränen zu vergießen über das Loß, welches vor zweihundert oder dreihundert Jahren die Wahnsinnigen in den Narrentürmen zu erdulden hatten; er weinte über diese Armen, die vielleicht nicht unglücklicher waren, als ihre Brüder es heute sind, und die mit ihren zerrissenen Gedanken alle seit so langer Zeit schon schlafen.

Frau Gontard war weit davon entfernt, solche übrigens nicht häufige Ergießungen ohne Maß zu mißbilligen. Für sie war der junge schöne Freund, war das ursprüngliche und reine Menschentum, das sich hier empörte, ein hohes, edles Schauspiel. Mehr als ein Schauspiel. Ihre zusammengesetzte Seele, in der zu allen Augenblicken jeder

Vorgang beaufsichtigt wurde — sie war willig, in diesen Strudel wie in ein heilendes Bad zu tauchen. Frau Gontard sah das Gesicht der Duse vor sich, dies bleiche Gesicht, in dem sich mehr als ein persönliches, in dem sich das Leiden der ganzen Welt auszudrücken schien. Ja, je tiefer und unbedingter Einer zu leiden vermochte, desto näher war er daran, ein wahrhafter Künstler zu sein . . . Die Meinung befestigte sich in ihr, daß in Matthias etwas Heiliges und Heiligendes sei, und Augenblicke kamen, da sie ihn nicht mehr zärtlich nur und dankbar, sondern mit Inbrunst anblickte.

Nur als ein äußeres Zeichen galt es ihr noch, daß er so schön war. Er war, in all seiner Jugend und Naivität, ein Führer, der sie zur Wirklichkeit führen konnte. Hoffnungen erstanden. Von diesem ungehemmten und starken Strom hieß es sich treiben lassen, und sie, die von Anbeginn Schiffbrüchige, würde dereinst Boden unter ihren Füßen fühlen . . .

Jene, die einzig der Ehrgeiz leitet, werden die höchsten Ziele eines Ehrgeizes doch niemals erreichen. Es galt, gut zu werden, ganz wahrhaft gut, und damit vielleicht auch eine Künstlerin, die mit Recht eine Welt bezwänge. Gab es nicht bisher eine Stelle in ihrem Herzen, wo ihr alle die Gequälten und Unglücklichen, für die sie sich einsetzte, recht gleichgültig waren? Diese Stelle gab es. Bei den entlassenen Strafgefangenen wie bei den Arbeiterfrauen, bei den streikenden Bergleuten

wie bei den armen Kindern, die in den Kellern des Großstadtnordens froren und hungerten. Sie gestand sich einmal — aber dies mußte und dies würde sich nun ändern — daß ihr in Wahrheit nur die Leiden einer einzigen Menschenart ganz nahe gingen: die ihrer Glaubensgefährten, ihrer Rassegenossen. Ja, der Schmerz, den sie bei gewissen, oft so fürchterlichen Berichten aus Rumänien, aus Südrußland empfand, der war wirklicher Schmerz, und um hier zu helfen, um hier vom Druck einer böswilligen Regierung, eines dumpfen oder wilden Wirtsvolkes zu erlösen, dafür hätte sie Blut und Fleisch wohl hingeben mögen. Aber sie wußte, daß es daran nicht genug sei. Sie wußte, daß sie hier, um ein Weniges sich erweiternd, nur sich selber liebte, für sich selber Blut und Fleisch hinzugeben bereit war. Wie für Jene, so galt es für Alle zu empfinden. Mochte Matthias immerhin schwärmen, mochte er unweise, unwissend brennen, — an der Flamme, die aus seinen Augen und aus seinen stammelnden Worten schlug, sollte ihre eigene Klugheit und letzte Umwallung schmelzen.

Wohl war es damals eine Art von Liebe, was sie für diesen Knaben empfand.

Sogleich nach dem Frühstück, das ihnen wie alle ihre Mahlzeiten von der Logiswirthin aufgetragen wurde, pflegten sie zum Strand hinunter-

zugehen. Sie hatten ihren Platz ein wenig abseits, doch so, daß sie das Treiben der Badegäste noch unterschieden, in einer kleinen Einbuchtung, zu der die Buchenwaldung näher herantrat. Sie entkleideten sich in der zweigeteilten Hütte, schlossen ab und gingen dann, redend, lachend, verweilend, über den warmen Sand zu ihren Körben, die noch etwas entfernter aufgestellt waren.

Gerne blieb Frau Gontard einige Schritte zurück, um die Augen auf Matthias zu heften. Er trug einen weißen Bademantel umgeschlagen, ein hübsches Ding mit breiten grauen Aufschlägen an den Ärmeln und einem breiten grauen Fallkragen, dem leicht gebogen — denn Matthias hielt stets das Haupt etwas geneigt — der gebräunte Hals entstieg.

Sie badeten, und wenn Lena des Watens und Schwimmens müde war, sah sie, im Sande ruhend, ihren klugen Kopf auf einen der festen Arme gestützt, oder auch bequem im Korb mit zärtlichem Behagen dem jungen Freunde zu. Mitunter auch schien es Matthias, als habe die Sonne nicht Kraft genug, um rasch ganzes Werk zu tun; dann ließ er Lena nicht allein ans Land steigen, er folgte, hüllte sie in das große, raube Tuch, umfaßte sie mit dem linken Arm und rieb sie mit der Rechten aus allen Kräften warm und trocken. Es konnte gewiß nicht unerfreulich heißen, diesen Frauenleib umschlungen zu halten; er war schlank, ein wenig muskulös, dennoch weiblich, aber es kam nicht vor,

daß die Berührung Matthias zu einem Kusse hingerissen hätte. Er beehrte diese Frau nicht, er war nur glücklich, ihr zu dienen.

Mit frohem Gesicht saß er ihr dann beim Mittagbrot gegenüber, er legte ihr vor, er regulierte die Schirmgardinen der Veranda, damit ja Lenas Augen nicht von der Sonne getroffen würden. Lesend hielt er sich dann in völligem Schweigen, während sie nach der Mahlzeit ein wenig schlief. Um die vierte Stunde begann sie mit ihrer Arbeit, und er spürte es wohl, ob ihr an einem Tage seine Fragen und Einwände erwünscht waren oder nicht. Er lebte in ihrem Atem. Und wenn sie dann beide, gegen den Abend hin, ihren Gang taten — am Meer entlang oder durch die Buchenwälder hinauf, so hielt er Lena leicht umschlungen, daß sie im Ufersande nicht einsank, über die Baumwurzeln nicht stolpern konnte.

Aber später kam die Stunde, in der sie ihre ernsthaften Gespräche führten, in der Matthias sich mitunter jenem Ansturm leidenschaftlichen Gefühls ergab. Denn am Abend pflegte Frau Gontard ihre Briefe zu empfangen, und einer dieser Briefe, den sie ihm hinreichte oder den sie vor ihm besprach, war es zumeist, der ihm den Anlaß gab.

Oft hielt er sich zurück, dumpf fürchtend, daß er sich wie ein Knabe gebärde. Oder er unterbrach sich, blieb tiefatmend in der geöffneten Balkontür stehen und kühlte sich das Gesicht an der Nacht. Dann erhob sie sich wohl, trat hinter Matthias,

umfaßte ihn, und ihre Finger spürten an seiner Brust, an seiner Schulter, das Pochen einer ziellosen, doch schönen Empörung. Arm in Arm blieben sie auf der Schwelle stehen oder traten auf die Terrasse . . . Früh begaben sie sich zur Ruhe, und ihre Nächte pflegten ohne Leidenschaft zu sein. Hätte ein vertrauter Freund Lena Gontard gefragt, ob sie hier am Meere mit diesem schönen, jungen Menschen Liebeswochen verbringe, sie hätte kaum zu antworten gewußt.

Gewiß war, daß ihr Matthias sehr innig zu eigen gehörte. So innig, so unbedingt, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, sich ein Schicksal über diese Wochen hinaus zu erdenken. Er diente, so war es genug. Wohl diente er, ohne im vollen Maße zu lieben, aber vielleicht sah so das Glück für ihn aus . . .

Es gab Momente strengeren Bewußtseins. Einmal, als sie in der Dämmerung heimkamen und Lena die eingelaufene Post zur Hand nahm, einen ganzen kleinen Stapel von Schriftsachen, sagte Matthias mit einem Lächeln:

„Wie viele Leute an dich denken, Lena! Du bist gar nicht bloß hier bei mir, überall bist du . . .“

„Man hat so viele Beziehungen,“ antwortete sie beschäftigt, „das ergibt sich im Lauf der Jahre, im Beruf . . .!“

Matthias lachte. „Nun,“ sagte er, „ich habe gar keine Beziehungen. Es ist gerade, als ob ich nicht existierte. Ich bin einzig nur bei dir, nur

bei dir.“ Er ergriff ihre freie Hand und suchte ihre Augen mit einem eigentümlichen Blick, so als befänne er sich.

Eines Nachmittags verließ Matthias, im Gefühl daß Lena ungestört zu arbeiten wünsche, die Wohnung, stieg erst ein wenig ins Land hinein, kehrte zum Meere zurück und verweilte sich da. Die Ebbe hatte begonnen, die mäßige Ebbe der Ostsee, und ein Streifen des Sandes lag bloß. Schwarzgraue, feucht glänzende Muscheln waren angespült, Krabben liefen verzwickt und ruckweise daher, bläulich schimmernde Quallengeschöpfe, denen nicht Lebenszeit genug übrig blieb, um die nächste Flut zu erwarten, wurden, zusehends fast, von dem feindlichen Elemente aufgesogen.

Vor einem mäßig großen Seestern machte Matthias Halt. Leise, doch krampfartige Erschütterungen gingen durch den fünfgezackten, rotgelblichen Leib, und wie Matthias sich niederbeugte, erkannte er, daß das Tier von der weichenden Flut auf dem Rücken liegend zurückgelassen worden war. Behutsam faßte er das fremdartige Geschöpf und kehrte es um. Aber wie er nun die Rückenseite vor sich hatte, welche körniger und etwas dunkler anzusehen war, schien dem Flutwesen vollends alle Beweglichkeit abhanden gekommen zu sein. Es stellte sich tot, unwissend von welcher Macht es

berührt worden sei, doch jeder Feindseligkeit gewärtig und auf schützende Täuschung bedacht.

Matthias hatte sich niedergekauert und beobachtete. Er hätte wahrhaftig gewünscht, diesem eingekrusteten Denken da klar zu machen, daß er voller Wohlwollen sei, daß von ihm, Matthias, nichts zu befürchten stehe, und es wurmte ihn sogar ein wenig, derart verkannt zu werden. Mit welchen Kreaturen lebte man doch zusammen auf diesem Erdball! Keine Brücke der Verständigung, keine der Güte vom Menschen zu ihnen ... Wer ihnen wohlthat, wer ihnen einen Dienst tat — sie vermochten ihn gar nicht zu erkennen. Sah solch ein Tier den Menschen überhaupt, sah es auch nur ein Stück von ihm? Besaßen Wesen gleich diesem auch nur Augen? Eine Lust ergriff Matthias dies zu untersuchen, aber er wagte den kleinen Erschreckten nicht unnütz mehr zu stören. Wenn es aber der Fall war, wenn solch ein Seestern Augen besaß, wo befanden sie sich? Vorne vielleicht, an den Spitzen der Arme?

Sacht fing das Meertier an sich zu regen, es kroch, seine Strahlen arbeiteten. Die beiden vorderen waren ein wenig aufgebogen dabei, ohne den Sand mehr zu berühren, schienen sie leise umherzufühlen; die drei nach rückwärts gerichteten aber schoben und zogen. Langsam ging das. Matthias ergriff das Tierchen von Neuem zart mit zwei Fingern, richtete sich auf und trug es einige Schritt weit, dorthin wo die ersten Wasser noch

anspülten. Eine rückflutende Welle nahm es mit fort . . .

Als Matthias sich dann, es war in der sechsten Stunde, dem Hause näherte, sah er ein hübsches kleines Automobil dort halten. Er fand seine Freundin im Gespräch; man trank Tee zu zweien . . .

Zögernd näherte er sich durch das helle Zimmer. Ihm fiel es plötzlich aufs Herz, daß er Lena niemals in Gesellschaft gesehen hatte, immer waren sie miteinander allein gewesen.

„Komm, mein Freund,“ rief sie mit einer animierten Stimme, die er nicht an ihr kannte. Ihr Gegenüber, ein grauhaariger, hell gekleideter Herr, erhob sich mit Höflichkeit. Frau Gontard machte bekannt, und Matthias begriff nach Kurzem, daß er den Leiter eines kleinen deutschen Hoftheaters vor sich hatte, der eigens im gemieteten Wagen von Sahnitz herübergekommen war.

„Wie, bitte,“ sagte der Intendant aufmerksam, „wie bitte war doch der Name? Ich habe noch nicht den Vorzug gehabt, Sie auf der Bühne zu sehen . . .“

Lena klärte dies auf, immer in dieser neuen vernünftigen Weise, die Matthias ein wenig erschreckte. „Nein, nein, Exzellenz,“ rief sie und keine Verlegenheit war ihr anzumerken, „das war auch kaum möglich. Wir sind nicht Kollegen, noch nicht jedenfalls . . . kurzum, mein Freund gehört nicht zum Bau . . .“

„Ah,“ bemerkte der Intendant und führte das Gespräch dort weiter, wo er es verlassen hatte.

Matthias hatte kein Wort gesagt. Was hätte er sagen sollen? Und es war weiter nun von Menschen und Umständen die Rede, mit denen er nicht vertraut war. Ubrigens zeigte sich der alte Herr höflich genug (aber es war eine Höflichkeit Frau Gontard gegenüber), sich bisweilen im Gespräch halb auch an ihn zu wenden. Matthias nahm, in Verlegenheit, nacheinander viele Tassen Tee zu sich.

Auch Lena vernachlässigte ihn keineswegs. Sie lächelte ihm zu, sie bestrich ihm ein Brot mit Honig und schnitt es in kleine Stücke, sie legte auch mehrmals ihre Hand auf die seine, die er dann nicht zu rühren wagte. Es war offenkundig, was sie mit all dem sagen wollte: So, hier, ich verberge nichts, sehen Excellenz nur her, ich hoffe, es gibt nichts einzuwenden. Niemand hat das Recht, diesen hier zu examinieren, ihn zu fragen, was er vorstellt und treibt, er ist mein Freund, das hat zu genügen . . .

Es genügte dem Intendanten vollauf. Er hatte Anderes gesehen in seinem langen, eleganten Leben, nicht immer war er Hofbeamter gewesen bei seinem Herzog. Es fiel ihm nicht ein, sich zu wundern; diese gute Gontard sollte sich immerhin amüsieren, soviel es sie verlangte. Sie kam ja schließlich in das Alter, um an so jungen Menschen Geschmack zu finden . . . Vor ihm hatte sie es nicht nötig, mit solcher Anstrengung unbefangen zu sein. Du lieber Gott, mochte sie den hübschen Jungen doch vor ihm abküssen . . .

Er wurde immer liebenswürdiger, erzählte kleine hübsche Geschichten und rauchte ganz schmale Cigaretten dabei, Damencigaretten eigentlich. Er blieb noch länger als eine Stunde, es war ihm behaglich . . .

Matthias litt sehr in dieser Stunde, und sein Herz veränderte sich. Nicht für sich allein empfand er eine quälende Peinlichkeit, sondern durch das Vermögen, fremde Seelen mitzuumspannen, das ihm eigen war, litt er in drei Gestalten. So belud er sich mit einer Last, die auf Frau Gontard von Minute zu Minute weniger und auf dem Besucher gar nicht lag. Wie muß sie sich für mich und an mir schämen, dachte Matthias, und wie abscheulich muß die Situation auch für ihn sein. Dergleichen konnte er nicht erwarten, als er herfuhr, der vornehme alte Mann. Nun findet er vor lauter Beschämung nicht den Augenblick, um aufzubrechen . . .

Dennoch — die vorgestellte fremde Unlust, die er auf sich nahm, war das Geringere. Für ihn selbst bedeutete diese Stunde ein wahres Unglück, bedeutete sie das Ende einer Zeit von wunschlosem Frieden.

Mit welchem Rechte denn saß er hier neben diesen beiden Menschen voller Verdienst . . . Nein, nicht so war die Frage zu stellen: mit welchem Rechte war er denn irgendwo auf der Erde?

Was lasse ich mir einfallen, sprach er zu sich, — und in seinen stummen Vorwürfen brach sich Bahn, was

eine Menschenseele sonst vielleicht an Pflichtbewußtsein über lange Zeiträume verteilt — was lasse ich mir einfallen? Ich rege mich nicht, ich rühre mich nicht. Ich lasse mich verhalten wie ein Tier, ich schicke so wenig einen Gedanken in die Zukunft wie ein Tier. Wenn mich einer danach fragte, was ich bin und was ich vorhabe — nichts vermöchte ich zu antworten. Ich müßte sagen: der Reisekamerad einer Dame bin ich. Fertig . . .

„Nimmst du noch etwas, mein Lieber?“ fragte ihn Lena. Matthias erschrak. Er schüttelte bestimmt und finster den Kopf . . . Der Intendant blickte ihn von der Seite her an. Matthias fühlte, daß er gut daran täte, aufzustehen und die Veranda zu verlassen, aber, wie er es kindlich genug dem alten Hofmann zuschrieb, so fürchtete er selbst sich davor, die Gesten und Worte des Abschieds zu vollführen. Er blieb auf seinem Stuhle und sah mit verdüsterten Augen über die Eisenbalustrade seitlich auf das Meer, welches, verebbt, in der Ferne dunkle, grüne und blaue Streifen zeigte . . .

Wahrhaftig, Lena hat mich aufgelesen, wie man zerstreut einen Kiesel aufheben könnte aus einem großen Haufen von Kieseln an der Straße! Wie mich gibt es Hunderttausend . . . nein, wie mich gibt es Keinen. So unnütz gibt es Keinen. Ich kenne nichts, ich vermag nichts, ich bin nichts. Selbst Lena, die Gütige, ist nicht im Stand, sich meine Zukunft vorzustellen, sonst hätte sie gewiß einmal davon gesprochen. Oh, ich will wieder ein Diener

werden, wie ich es war. Aber nein, das genügt nicht, ich werde ein Erdarbeiter werden, ein Steinklopfer werde ich werden . . . Ich will mich gerne in schwerer Arbeit abmühen, ich will mich gerne erniedrigen, ich will mich treten lassen, treten, um die Existenz voller Nichtigkeit und Müßiggang und Unrecht abzubüßen, die ich seit Wochen geführt habe . . . Unrecht habe ich getan, ich habe diese schönen Tage nicht verdient, denn — und es war ihm, als stürze er mit diesem Gedanken erst in den tiefsten Abgrund des Unglücks und der Scham — ich habe Lena betrogen, sie, die Liebe, Wunderbare, wohl habe ich gesucht, ihr ein wenig zu dienen, aber es war nicht im rechten Geist. Ich habe ihr gleichgültig gedient, ohne die Sehnsucht zu vergehen in ihrem Dienst. Heimlich habe ich mich neben sie gestellt. Sie war nicht ganz meine Herrin, obwohl ich ihr aus niedriger Berechnung ergeben war: Ich liebe sie nicht . . . ich bin verworfen. Ich bin ein schlechter, ein falscher Knecht. Sie ist nicht die Frau, der ich gehöre. Ich bin in ihrer Hand nicht wie ein Tier, das den Gnadenstoß erwartet und das in der Seligkeit, von ihrer Hand zu sterben, noch ihre Hand leckt . . . Seine Gedanken verwirrten sich, dunkle Bilder quollen in ihm auf, die zu trüben Wolken wurden.

Neben ihm sprachen die beiden noch immer fort, völlig im Wohlgefühl. Frau Gontard, obgleich sie den Bühnenklatsch sonst nicht liebte, unterhielt sich herzlich; denn der Intendant erzählte hübsch, wenn

er mit Frauen zusammen war. Viele Frauen hatten ihn gern gehabt, weil er so amüſant erzählte.

Matthias ſah das Meer ſchon dunkeln, darüber an den Wolkenbänken erſchienen blutrote Säume. Ihm war zu Mut, als weinte er, doch als ſtürzten ſeine Tränen nach innen und verbrennten ihm das Herz. Er dachte: ich bin verworfen. Und was ihn erfüllte, war ein maßloſer Drang nach Leiden und nach Vernichtung, als nach der einzigen Möglichkeit für ihn, zu leben und ſich leben zu fühlen. Er trug einen leichten Flanellanzug und darunter ein ſeidenes Hemd, und er atmete geſund im milden Abend. Doch plötzlich ſpürte er, und mit einem Schauer des Entzückens, die Drahtrippen des Bettes in jener Mansardenſtube, die ſeinen Rücken ſtriemten.

20

Es war ſo viel mehr geweſen als Verlegenheit, was Matthias an jenem Nachmittag empfand. Sein Blut, das Blut wahrſcheinlich ſeiner Mutter in ihm, hatte ſich erinnert, hatte ſich geſchämt; er bewahrte den nachhaltigſten Eindruck aus jener Stunde, obwohl natürlich ſeine Pein ſich milderte. Doch er verſchob es, ſeiner Abſicht gemäß mit Lena die Zukunft zu bereden, er verſchob es hauptſächlich, weil er ſie glücklich ſah . . .

Nach der Rückkehr mied er den Verkehrskreis

seiner Freundin, jedoch nicht immer vermochte er sich fern zu halten. Und Einen Menschen wenigstens gab es, den wiederzusehen es ihn nach der ersten Begegnung fast leidenschaftlich trieb. Nicht als ob in diesem Falle der gefühlte Abstand geringer gewesen wäre, er war besonders groß, er war ungeheuer, — aber hier ihn zu fühlen, war süß.

Es handelte sich um einen Schauspieler von weitberühmtem Namen. Was diesen Mann kennzeichnete, war der außerordentliche Ernst in jedem Wort und jeder Bewegung, ein edler, freundlicher Ernst, der sich von aller Nimenfeierlichkeit tief unterschied. Matthias hörte sagen, daß bei gewissen Theaterproben, die man nicht eben schwer nahm, die Muntersten von ihren Späßen zur Sache zurückkehrten, sobald Rümelin sich zeigte: hochgewachsen, mit seinem männlich freien, starklinigen Gesicht, das von einem Paar tief eingesenkter, ausnehmend guter und kluger Augen beherrscht war. Die Art dieses Künstlers war so bezwingend, so überzeugend, daß sie sogar seinem heimischen Dialekt, einem süddeutschen Dialekt, den er in keiner Minute zu verleugnen vermochte, Würde und Kraft verlieh.

Gegen Matthias zeigte er sich besonders freundlich und umgänglich, ohne daß er dazu gelangt wäre, die Haltung des jungen Menschen, eine Haltung scheuen Respekts, zu verändern. Und doch wäre zu Übergängen Zeit und Gelegenheit gewesen; Rümelins Besuche bei Frau Gontard waren

häufig. Sein starkes Bedürfnis, ideell in die Dichtungen einzudringen, deren große Figuren man ihm übertrug, ließ sich gesprächsweise am angenehmsten befriedigen; und wenn ihm gewiß Frau Gontards schauspielerische Grenzen bekannt waren, — um so höher schlug er ihre Fähigkeit an zu erfassen, zu überlegen und darzulegen. Matthias war gegenwärtig, ohne stets folgen zu können; mitunter sogar, versinkend in den Anblick des bedeutenden Gesichts, vergaß er völlig zuzuhören und hätte aufschreckend gewünscht, ungesehen an seinem Platze zu sitzen . . .

Notabilität an und für sich war es keineswegs, was ihn einschüchterte. Vielleicht hatte er noch gar nicht die Möglichkeit, sie zu schätzen. Jedenfalls bedeutete sie ihm nichts dort, wo er sie an Personen geknüpft fand, die ihm von geringerer Artung schienen.

Ein noch junger Herr stellte sich einige Male bei Frau Gontard ein, der Matthias' geheime, aber gründliche Heiterkeit erregte: ein blonder Helden-darsteller von vulgärer, viel gerühmter Jünglings-schönheit, an dem Matthias alles, von der Manier, die überhellen Handschuhe abzustreifen, bis zu den großspurig vorgebrachten Wichtigkeiten seiner Unterhaltung, den schlechtesten Stempel zu tragen schien. „Nein, Lena, dieser Ernesty, was für ein Konditorjunge!“ sagte er einmal nach einer solchen Darbietung.

„Woher weißt du denn das?“

„Wissen?“ fragte Matthias. Er wußte gar nichts. Aber Ernesty war wirklich einmal Konditor gewesen.

Es fehlte Matthias im Ganzen nicht an natürlichem Urtheil, und oft, wenn sie nach einer Auf- führung irgendwo miteinander speisten, und Frau Gontard ihn nach seinen Eindrücken fragte, empfand sie überraschende Wahrheit in seinen Bemerkungen. Ubrigens war es ihm nicht entgangen, daß seine Freundin des Enthusiasmus bedurfte, daß ihr Selbstbewußtsein auf nicht allzu festen Füßen stand. War es da nicht seine Pflicht, sie zu stützen . . .

Im Grunde blieben ihm ja die zusammengesetzten Frauenfiguren und blieben ihm auch die Werke selbst, in denen Lena sich zeigte — Meisterwerke oder nicht — einigermaßen gleichgültig. Was den jugendlichen Geist aufregt, ist das Rührende und das Grandiose, und nur in solchen Fällen eigentlich, in denen es an unmittelbar rührende oder erhabene Worte geknüpft erscheint. Der junge Mensch ist der rechte Anbeter und Adept des Wortes. Der Wirklichkeitskern ist ihm gleichgültig, ja die sich vordrängende Lebensstreu eines Kunstwerkes könnte ihm ein Grund sein, es nicht für ein Kunstwerk zu halten. Es gehört schon Reife dazu, in der Wiedergabe realer Zustände das Dichterische und die Idee zu erkennen. Auch Matthias maß, was er vorgeführt sah, ganz mit den Maßen seines täglichen Urtheils. Und hätte er sich seinen Standpunkt ein-

mal klar eingestanden: dieses gesamte moderne Theater wäre ihm wohl als ein unnützes Duplikat des wirklichen Treibens erschienen. Doch gerade, weil er es mit solcher Einfachheit und Naivität hinnahm, blieben ihm die Augen offen für Treue und Wahrheit des Spiels.

Er erinnerte sich etwa an Rümelin und sagte: „Das Großartigste ist, wie er sich mitten in der Bedrohnis auf die Kante seines Schreibtisches setzt und summt und mit den Beinen schlenkert. Von da an liebt man ihn erst und glaubt an ihn.“ Oder er sagte zu Frau Gontard: „Einiges hast du heute noch besser gemacht als das vorige Mal. Du weißt, in der Szene, in der du so maßlos verzweifelt bist . . . Kürzlich hast du da ganz hoch gesprochen, beinahe gekreischt vor Verzweiflung und das war auch sehr gut, aber heute hast du fast tonlos gesprochen, einige Male sogar vollständig tonlos. Man sah nur deinen Mund sich bewegen, aber die Worte kamen nicht. Das war ausgezeichnet . . .“

Er hütete sich, Lena zu gestehen, wie wenig er die Gestalten der Frauen liebte, die sich so eingehend mit ihrem Schmerze beschäftigten. Er hätte es auch kaum auszudrücken gewußt, daß nach seinem Gefühl das Leiden etwas zu Ernstes und zu Hohes sei, um interessant gefunden zu werden. Aber in irgend einer Art widerstrebten ihm diese Menschen von bewußter Zusammengesetztheit, die Lena so vortrefflich darstellte, weil sie Wesen waren von ihrem

Wesen. Irgendwie war es vulgär, irgendwie war es Knechtsart, sich so zu betasten, sich so zu lieben und zu verzärteln.

„Du veränderst dir niemals das Gesicht?“ fragte er Lena, „du schminkst dich auch beinahe gar nicht, du machst dich nicht größer, behältst immer dein Haar?“

„Nun, in vierzehn Tagen wirst du mich einmal blond sehen — und auch ‚größer‘.“

„Oh, ich finde nicht, daß du anders aussehen solltest, nur . . . es fiel mir auf.“

Er zog es bei Weitem vor, Lena am Pulte lesen zu hören, und da alle Welt ihre uneigennützigere Bereitwilligkeit kannte, so gab es dazu schon jetzt, bei Beginn des Herbstes, mehrfache Gelegenheit. Sie brachte dann Balladen oder ältere Lieder oder auch kurze Erzählungen zum Vortrag, in einer trauervollen Weise, die berühmt war, und die Mathias naheging. Obwohl seine Tage nicht zulänglich ausgefüllt waren, so hatte er doch die Fähigkeit, für sich im Stillen zu lesen, fast eingebüßt — eine Folge vielleicht der Bekümmernis, des Druckes, die nie völlig von seinem Herzen wichen. Frau Gontards Vorlesungen bedeuteten ihm um so mehr.

Angespannt lauschend saß er auf seinem bevorzugten Platze, die großen, wohlgeformten Hände korrekt auf die Kniee gelegt, im schwarzen Rock von vortrefflichem Schnitt. Er blickte auf Lenas blasses Gesicht, dessen schmale Lippen sich im scharfen Lichte der Leselampe öffneten und schlossen. Er wandte

nicht den Kopf, er spendete keinen Beifall. Mitunter war die Wirkung einer Zeile so stark bei ihm, daß er fror, schauerte, seine Augen schließen mußte.

Einmal aber, es war mitten in einer Dichtung, die von Frühling und Sonne glänzte, unterlag er anderen Einflüssen. Der Zweck der barmherzigen Veranstaltung drang ihm ins Bewußtsein: es handelte sich um blinde, arme Kinder. Die strahlenden Verse schallten an ihm vorbei, ein schmerzlicher Ekel, unerklärlich zunächst ihm selber, floß durch seine Brust.

Nein, es war nicht recht, im erleuchteten und eleganten Saal mit schönen, erfreuenden Worten Förderung zu suchen für Wesen, die vom Licht und von der Freude durch schwarze Mauern auf ewig abgeschieden waren. Die so handelten, meinten es redlich, aber die redliche Meinung genügte nicht. Was aber genügte? Matthias hörte die dunkel modulierende Stimme seiner Freundin wie aus unbetretbarer Ferne . . . War Lena nicht doch im Recht? Genügte es nicht zu wirken, war dieses Wort „Opfer“, das sich ihm zudrängte, nicht ohne allen nützlichen Sinn? Ich weiß gar nicht, was ich will, sagte Matthias zu sich selber . . .

Aber als sie zu Hause einander gegenüber saßen und Lena auf sein verschlossenes Gesicht hin seine Hand nahm und ihn befragte, gestand er zögernd. Frau Gontard ließ seine Hand los, sah ihn mit einem ungehaltenen, fast bösen Ausdruck an, wie

er ihn nicht bei ihr kannte. „Das wollen wir lieber lassen“, sagte sie. Fast im selben Augenblick aber glitt über ihr Gesicht ein Schatten der Reue und der Scham. Matthias sah es nicht.

Er hielt den Kopf gesenkt. Unmöglich war es ja, zu entgegnen, was er als Einziges dachte. Er dachte: Es ist nichts mit allen Vorträgen für die Blinden, mit Komiteesitzungen, mit eurer Wohltätigkeit . . . Denn, wem es Ernst wäre zu helfen, zu erlösen, der nähme ein spitzes Eisen und bohrte sich's ins eigene, sehende Auge . . .

Matthias wußte natürlich, daß dies ein Gedanke ohne Vernunft war.

21

Einmal, als Matthias allein in Lenas Zimmer war, wurde der Schauspieler Ernesty zu ihm heringeführt.

Die Magd fand es selbstverständlich, daß er in Frau Gontards Abwesenheit Besuche entgegennehmen könne. Sie war eine ordentliche und verständige Frau, die noch von Süddeutschland her beibehalten worden war. Den jungen Matthias, der niemals befahl und selten nur, mit leiser Stimme bat, liebte sie und respektierte sie; hauptsächlich dankte sie ihm wohl seine Ergebenheit für die angebetete Dienstherrin. Matthias war nicht der erste Mann, der in diesen Zimmern ab und zu ging, wohl aber der erste, dem sie es gönnte. Mit

einem Gemisch von Zärtlichkeit und Achtung nannte sie ihn: unser jung Herrche.

Matthias in seiner plötzlichen Würde war sehr verlegen. Er sagte: „Ja bitte, Mathilde, bringen Sie Tee — Tee ist Ihnen doch recht, Herr Ernesty?“ Sie blieben allein.

„Na,“ sagte Ernesty und sah Matthias unverschämt direkt ins Gesicht, „Sie sind ja hier wie der Sultan! Amüsieren Sie sich noch immer gut mit unserer Lena, ja? Das hält nun doch schon Monate . . .“

„Was hält, bitte?“

„Was hält, was hält, großartig! Ihr Verhältnis, Ihre Ehe muß man schon sagen. Oder wollen Sie vielleicht leugnen, ha, ha . . .“ Ernesty lachte aus vollem Halse bei dem Gedanken, daß jemand eine so stadtbekannte Beziehung in Abrede stellen könnte.

Matthias sank auf Augenblicke in eine verlegene und verwunderte Träumerei. Nein, er hatte nicht daran gedacht, etwas zu leugnen. Ihm war nur überhaupt diese Seite seiner Beziehung zu Lena nicht recht gegenwärtig gewesen. Er hatte den Menschen da wirklich zuerst nicht verstanden. Aber Ernesty war ja im Recht auf seine ordinäre Weise: es bestand, was er mit seinem abscheulichen Worte benannte, mochte die Tatsache auch nicht sehr deutlich und nicht sehr wichtig sein. Sonderbar doch . . . Wie lange war das her, daß er auch nur Lenas nackte Arme gesehen hatte! Sehr lange, sehr

lange. Und war sie nicht doch eigentlich eine schöne Frau, Lena . . .

Matthias' Gesicht zeigte wohl einen abwesenden, versunkenen Ausdruck, während er so überlegte, denn Ernesty beugte sich vor, schlug ihn aufs Knie und sagte lachend: „Sie sehen da, scheint es, hübsche Bilder vor sich, junger Liebhaber? Glaube ich, glaube ich, immer munter!“ Und mit der Ungezogenheit des Schönlings, der gewohnt ist, daß ihm alles verziehen wird, fügte er hinzu: „Nichts gegen das Ganze zu sagen, absolut nichts. Wie alt sind Sie eigentlich, zwanzig? Zwanzig und achtunddreißig, das stimmt auffallend, das ist sogar die Regel, so hat es der liebe Gott in seinem Weltplan vorgesehen . . .“

Die Frau war wieder im Zimmer und ordnete auf dem Tische das Teegerät. Mißmutig blickte sie auf den eleganten Besucher, der so laut lachte und sprach. Sie sagte innerlich: „Nix Feines“ und schlug die Tür ein wenig hinter sich zu.

Ernesty nahm seine Tasse, schmiegte ein Bein über das andere und begann von Neuem, mit Behaglichkeit: „Wir sind ja schließlich unter uns Männern . . . Seien Sie mal nett. Legen Sie mal los. Erzählen Sie ein bißchen, wie sich die gute Lena bei dergleichen anstellt. Ich höre so etwas gern, es amüsiert mich . . .“ Er schien dies für einen zwingenden Beweggrund zu halten. Matthias blickte ihn mit ziemlich finsternen Augen an. Er sagte: „Da ist gar nichts zu erzählen.“

„Diskretion . . .“ sagte Ernesty und zog über dem Knie sein Beinkleid in Falten, „recht so, recht so. Aber weshalb bei mir, unnötig bei mir. Also wissen Sie, mir vorzustellen, wie so ein hübscher junger Kerl da so ein bißchen verführt wird, wahrhaftig, auf Ehre, das amüsiert mich, das regt mich auf . . .“

Matthias war zornig, er war empört, aber er fand aus seinem Schweigen keinen Übergang zu einer Zurechtweisung. Er schrie, plötzlich und ganz verblüffend: „Ich verbiete Ihnen, in diesem Tone weiter zu reden!“

Der Andere blies seine Backen auf, machte runde Augen, platzte dann heraus und rief mit künstlicher Begeisterung: „Aber der Junge ist ja köstlich . . .“

Matthias, völlig ratlos nun und im dunklen Empfinden, daß er einen Besucher jedenfalls nicht prügeln dürfe, erhob sich, wobei er mit Klirren an das Tischchen stieß, öffnete die Seitentür und ging davon. Er wußte wohl, dies sei keine Maßregelung und sei kein Abgang . . . Verzweifelt über seine Jugend und sein Mißgeschick warf er sich drinnen im Nebenzimmer über die Chaiselongue und weinte.

Sonderbarer Weise hatte er mit diesem Benehmen sehr stark auf den Schauspieler gewirkt. Ernesty schnitt ein betroffenes Gesicht hinter ihm her, dann stand er leise auf, kleidete sich draußen leise an und ging leise die Treppen hinunter.

Es war einige Tage darauf, gegen Abend. Lena kam in Eile. „Adieu,“ sagte sie, „verzeih, ich muß weg. Vor einer Premiere kann man ja nicht früh genug im Hause sein . . . Und etwas wie eine Premiere ist es doch heute.“

Sie schob ihren großgemusterten Schleier bis zu den Augen hinauf und bot Matthias die Wange zum Kuß.

„Ich bin so neidisch auf dich“, sagte er leise.

„Neidisch?“

„Ja . . . Nun denken schon den ganzen Nachmittag tausend Menschen an dich, und an ihre Freude durch dich.“

Frau Gontard knöpfte an den Handschuhen: „Ach, überschätze das nur nicht“, sagte sie ziemlich obenhin.

Matthias schüttelte eifrig und traurig den Kopf: „Während ich . . . ich . . .“

„Aber laß das doch endlich . . . Sind wir darüber noch immer nicht im Reinen? Mir scheint, du solltest wissen, daß auch du nötig bist, — wie sehr!“ fügte sie mit etwas gewollter Wärme hinzu und ließ sich abermals die Wangen küssen, durch den Schleier hindurch dieses Mal . . .

„Also geschelt sein . . . Und wie ausgemacht, Rendezvous mit den Andern um viertel nach elf.“

Matthias blickte, allein geblieben, durchs Fenster in den Garten, zwischen dessen alten Bäumen es

anfing, dämmerig zu werden. Ja, oft genug hatte sie dergleichen gesagt und oft genug hatte er sich trösten lassen. Doch heute, so schien es ihm, war ihr Ton ein anderer gewesen, unwillig, geärgert beinahe. Möglich zwar, daß er sich heute noch täuschte . . . Bald jedenfalls würde sie aufhören, an seine Rolle zu glauben . . .

Fürchtete er sich davor, trachtete er, dies hinauszuschieben? War eine solche Änderung nicht vielmehr alles, was er wünschen mußte? War er, ohne es zu wissen, schon trägen Herzens, schon niederträchtig geworden? Oh, dies alles mußte ein Ende haben, bald, bald!

Eine ach so gewohnte Traurigkeit legte sich ihm in der Stille des Zimmers auf die Brust. Er taugte ja zu nichts, — schon fühlte er dies vertraute Resultat jeder seiner Überlegungen sich nähern. Die geistige Atmosphäre, in die er versetzt worden war, hatte eine Zeit lang die Hoffnung in ihm wachgehalten, es könnte in dieser geistigen Welt doch auch für ihn ein Platz, ein bescheidener Platz, sich angemessen erweisen. Aber nun gestand er sich, einmal mehr, dies sei eine billige Täuschung gewesen. Und um sicher zu gehen, daß er keine Wahrheit vor sich verstecke, sprach er in die Dämmerung hinein: „Ein Bauernjunge bin ich, sonst nichts.“

Er erschrak an einem leichten Geräusch, und fast gleichzeitig hörte er die Stimme der Magd. Sie fragte: „Was brumme Sie da im Finstre, Herrche?“

Matthias war aufgestanden. „So, Sie sind

da, Mathilde," sagte er und zwang sich zum Lachen, „ja, ich bin heute schief gewickelt . . .“

Sie hörte auf, in der Schublade das Silberzeug zu ordnen. „Was, habe Sie Kummer? Wo denn, erzähle Sie emal . . .“

Matthias hatte große Lust, einfach hinauszugehen und seinen Kopf der alten Person an die Brust zu legen, in einem Gefühl des Verwandtseins. Aber gerade dem wollte er nicht nachgeben, nicht Recht geben. So fuhr er nur wie scherzend einmal über ihre Hand und sagte: „Ach, nichts.“

„So, nix? Wie Sie wolle. Aber ich mein' halt alls, Sie sollte was schaffen. Dann käme Sie nit auf trübe Gedanke. Nur is die Sach natürlich die, daß mer heut die feine junge Herre nix mehr lerne laßt. Habe Sie nix studiert?“

Matthias schüttelte den Kopf und schämte sich, daß er die Frau, die ihn für einen müßigen jungen Menschen aus reichem Hause hielt, in dieser Einbildung ließ . . . Er tat es wohl nicht aus eitler Sorge, sondern weil ihm dunkel bewußt war, ein solcher Anschein der Dinge sei in den Augen ihrer Dienerin würdiger für Frau Lena. Aber auf alle Fälle schämte er sich . . .

Dennoch hatte ihn das kleine Gespräch ein wenig sicherer gemacht. Er würde wirklich tun, was sie beide meinten, — lernen würde er. Aber er würde einfach nur ein Handwerk lernen, wie es ihm zukam, Schreiner vielleicht . . . Kunstschreiner.

Es würde ganz leicht sein, er mußte nur wollen. Gar keine Gründe gab es dagegen . . .

Heimlich wußte er es besser, aber er wollte nichts wissen. Mit festen Schritten ging er in dem Mittelraum des großen Zimmers auf und ab, der, wie es Frau Gontards etwas männlichem Geschmack entsprach, von Möbeln ganz frei stand.

Ja, dachte er immer wieder, ich werde Lena bitten, das Geld, das sie mir geschenkt hat, auf diese Weise verwenden zu dürfen — einstweilen. Ich werde lernen, und sein wie die Andern. Und ich werde es bald tun, ich werde es bald tun . . .

Dann ging er hinüber in sein Pensionat, wechselte die Kleidung und wanderte langsam, denn noch blieb Zeit, durch den sehr milden Spätherbstabend der Stadtmitte zu. Er bot einen geordneten, erfreulichen Anblick, wie er so dahinging. Zu seinem niedrigen, steifen Hute trug er einen in Gehrockform geschnittenen, dunklen Überzieher, der die Gestalt hervorhob, Lackschuhe, und in den graubekleideten Händen ein Rohr, dessen Knauf aus tief getöntem Halbedelstein bestand — ein Geschenk Lenas. Die Frauen, denen er begegnete, suchten seine Augen, einige drehten sich nach ihm um, elegante Männer streiften ihn mit gelassener Anerkennung im Blick als Ihresgleichen, und manche der vom Bureau heimkehrenden jungen Kaufleute fühlten noch bis zur nächsten Straßenecke einen kleinen, schmerzenden Neid in der Brust.

Matthias ging und gewahrte niemand. Er sah

sich mit aufgestreiftten Hemdärmeln in einer nach Leim riechenden Werkstatt, und er strengte sich an, dieses Bild festzuhalten; er blickte darauf hin, wie auf ein gelobtes Land, das er nicht erreichen würde. Warum aber nicht, warum denn nicht? Erstaunt und grübelnd blieb er mitten auf einem überfüllten Trottoir stehen. Er wußte sich keine Antwort. Schließlich konnte es kein ausschweifender Wunsch heißen, den er da hegte . . .

Er gelangte vor das Theater, aus dessen wimmelnden Türen ein Klingelzeichen kam.

Die Aufführung dieses nordischen Schauspiels übte auf Matthias eine mächtige Wirkung. Nicht als ob ihm der Gehalt des Stückes völlig erreichbar oder gar besonders gemäß gewesen wäre, — um die Wahrheit zu sagen: er begriff wenig davon, weniger als er sonst wohl zu begreifen pflegte. Vielleicht wäre er später nicht fähig gewesen, auch nur den Hergang einigermaßen klar und richtig wiederzugeben. Die Figuren, die sich um diese Generalstochter stellten, ihrem Schicksal zum Ablauf verhalten, sie waren seiner Aufmerksamkeit nur lästig, und was sie vorbrachten, bedeutete wenig mehr denn Gewäsch für ihn. Er starrte auf seine Freundin, als hätte er sie nie vor Augen gehabt . . .

Die Kritik war am andern Tag mit Frau Gon-

tards Leistung nicht unbedingt zufrieden, ja es gab Blätter, die ihr mit einem Unterton von Spott einfach die Fähigkeit absprachen, diese, anspruchsvolle, gleißende Nordländerin zu verkörpern, und ein Rezensent, der sich wahrscheinlich witzig glaubte, lud sie ein, recht bald zu der „dunkelhaarigen, zappligeren Hysterie“ ihrer gewohnten Rollen zurückzukehren. Vielleicht hatte Frau Gontard wirklich nicht die Mittel zu einer überzeugenden Hedda Gabler. Das verhinderte nicht, daß Matthias wie in einem Krampfe auf seinem Eckfauteuil saß und abwechselnd fror und vor Blut erstickte, und daß er, alles in allem genommen, Lena in dieser Stunde zum ersten Male liebte . . .

Sie hatte keinen Teil dieser Rolle in seiner Gegenwart gelernt. Wie eine Kette von elektrischen Schlägen wirkten nun die kalten Bemerkungen auf ihn, mit denen Hedda gleich zu Anfang diese arme, altmodische Tante abtat. Er zitterte bei der lieblosen Szene mit dem Hut, er preßte seine Hand gegen den Mund und grub seine Zähne hinein . . . „Ja — ich denke“, sagte Hedda ennuyiert und böse zu Jürgen Tesman, und Matthias fühlte in Tesmans Seele hinein den Peitschenhieb und schauerte in einer peinvollen und süßen Mitempfindung.

Oh, er mißverstand alles, kaum eine Ahnung leuchtete ihm auf von der geheimen Sehnsucht und Herzenskrankheit dieser Hedda, die ja im Grunde selber ein beleidigtes und zertretenes Wesen ist; er sah nur überlegene, hochfahrende, mißhandelnde

Blicke und Gesten, er sah dies ihm einst vertraute Gesicht, das verjüngt, verschönt und ins Kalte, Herrinnenhafte stilisiert war; und er beugte sich, litt, genoß und betete an. Nur auf Augenblicke kam es ihm recht zum Bewußtsein, daß die Frau, die dort oben so böse und souverän schaltete, seine gütige Freundin sei; und in seinem ungeordneten und ungesfestigten Knabengeiste verwirrte sich Wahrheit und angenommene Larve. Ja, zum ersten Mal gehörte Lena zu jener geringen Zahl ausgewählter Frauen, auf die es ankam . . . Dort oben ging sie umher als eine von den Fürstinnen, die je und je das Ziel der unterwürfigen Sehnsucht waren . . .

Mit einem Entschluß, zu dem ihn die gesteigerte Stunde fähig sein ließ, suchte er nach dem zweiten Akte den Bühnenzugang. Ungern ließ man ihn passieren, und erstaunte Blicke folgten ihm in das Plankenlabyrinth, in das er sich wagte. Besuche hinter den Kulissen waren eine Seltenheit hier, fast galten sie als ungehörig. Er erfragte sich schüchtern die Loge.

Ohne Gesellschaft, unbeschäftigt, saß Frau Gontard auf dem einzigen Fauteuil, den das Kämmerchen an Stelle eines Ruhebettes enthielt. Matthias war in seiner Verwirrung eingetreten, ohne zu pochen . . . Sie stieß einen kleinen, freundlichen Schrei aus. „Aber Junge,“ sagte sie, „was kommen dir für Einfälle? Liest du französische Romane, neuerdings . . .?“

Sie hielt inne, wie sie im Schein der elektrischen Leuchte über dem Toilettentisch Matthias' Gesicht sah. „Was ist dir denn, du bist ja ganz echauffiert . . .?“

Aber er war schon vor ihr niedergesunken, ohne alle Rücksicht auf seinen Anzug, und hielt ihre Kniee umklammert, das Gesicht in den Falten des Kleides. Sie wiederholte ratlos: „Was ist denn, sage doch, was dir ist . . .“ Ihre Beziehung war so ruhig, — Lena blieb weit davon entfernt, an ein Auflodern von zärtlicher Ekstase zu denken.

Er stammelte: „Lena, du bist so herrlich . . . es ist so herrlich, oh so unaussprechlich süß . . .“ Und er hob sein verwirrtes Gesicht zu ihr auf.

„Wie denn?“ fragte sie, lächelnd aus ihren umschminkten Augen, „spiele ich so schön?“

Er neigte mit schwärmerischem Blick, in vager Bejahung, das Haupt. Er atmete tief und laut, beinahe klang es wie ein Stöhnen. Schließlich stand er neben ihr, den Arm um sie gelegt . . .

Er erklärte nichts, was hätte er vorbringen sollen . . . Zwar wußte er ungefähr, zwar sagte ihm sein Blut mit einiger Deutlichkeit, was ihn an diesem Abend entzückte. Aber damit war es nicht in Worte gefaßt. Und zudem, wenn die Worte sich einstellten, würde nicht Lena aus ihnen erfahren, daß er sie heute zum ersten Mal wahrhaft schön und liebenswert fand, daß er sich ihr bis heute im Grund nur immer gefügt hatte . . .

Aber zum Glück drang sie nicht weiter auf eine

Erklärung. Sie lächelte froh, richtete sich im Sitzen ein wenig zu Matthias empor, und vorsichtig, die überroten Lippen gespißt; küßte sie ihn auf den Mund. Es war kaum ein Kuß, was er da empfing, es war wenig mehr als eine Andeutung, aber ihm schien es sein erster Liebeskuß zu sein. Und sich beugend preßte er sein Gesicht so fest in ihre ruhenden Hände, als wollte er sich in ihnen vernichten.

„Aber du tußt mir ja weh, lieber Narr,“ sagte sie mit zärtlichem Vorwurf. „Und da ist meine Glocke . . .“

„Fängt es schon wieder an,“ fragte Matthias ganz blaß und ein wenig taumelnd auf seinen Füßen, „mußt du hinein . . . Aber bitte, bitte, Liebste, Schönste, gehen wir nachher nicht zu den Andern!“

„Nicht?“ sagte sie mit neuem Erstaunen, „weißt du, das kann ich nicht gut . . . Und wir müssen doch beide auch essen . . .“

Er wiederholte, flehend beinahe: „Nicht mit den Andern! Zu dir nach Hause, gleich . . .“

Frau Gontard wurde rot und spürte es und fand es selbst verwunderlich. Gleichzeitig erkannte sie, daß Matthias' Ungeßüm sie ein wenig stolz machte. Wirklich, ihr Herz pochte.

„An unsrer gewohnten Ecke also,“ sagte sie, „gern Lieber, gern . . .“

Matthias saß wieder auf seinem Eckplatz, gewaltfam unbeweglich, völlig gesammelt in seinen

Blicken . . . Nichts Rechtes faßte er auf von Löwborgs Schicksal, nichts vom Leiden der kleinen Frau Elvstedt, nichts selbst von Heddas Leiden. Aber er hörte Heddas Worte: „Durch die Brust? — Ja, ja, die Brust ist auch gut.“

Und dies Wort, dessen Untergründe ihm verborgen waren, vollendete seinen Kaufsch. Aus dem Gewebe der Dichtung, das vor seinem unkundigen Blick in Fetzen zerriß, stieg die Frau in arger Größe ihm entgegen, die Fordernde, die Gewaltige, die Vernichterin. Sie, das unentrinnbar lockende Ziel aller Anbetung, sie, deren unachtsame Hände in gleichgültigem Genießen das verwundete Tier zum Tode bringen . . .

Wie war sein armer Kopf weit vom Sinn dieser mit Exaktheit erschütternden Kunst. Dumpfe Begriffe von ungeheuerlicher Allgemeinheit schlossen sich ihm mit dem Nächsten, dem Wirklichsten zusammen. War er nicht der Geliebte dieser Frau, dieser Fürstin, hatte er sie nicht gewonnen, hatte er nicht das Recht erobert, sich in ihr zu vernichten? Holde, starke Lena . . .

Der Ausgang des Spieles kümmerte ihn wenig. Hedda tötete sich, nicht wahr? Warum — gleichviel. Es war für diesen jungen Geist naheliegend und einleuchtend, daß Personen von so stolzer, so gebietender Art hinter einem Vorhang, der sich schloß, nicht mehr als Lebende zu denken waren. Auf eine großartige Weise mußte sich ihr Schicksal erfüllen, und der Tod mit seiner Macht war

als letztes Siegel für ihre Erwähltheit eben gut genug. Halde, große Lena! Sie lebte, und er lebte durch sie . . .

Er riß vor der Garderobe seine Überkleidung an sich, gönnte sich in der Enge nicht erst die Zeit, sie anzulegen, und gelangte durch eine Nebentür hinaus.

Es galt dennoch zu warten. Abseits von den wegflutenden Theatergästen, in einer kurzen, leeren Nachbarstraße, stand er still. Die Nacht war milde und windlos geblieben. Er nahm seinen Mantel um, ohne ihn über dem Frackhemd zu schließen, und wanderte mit einer Gemessenheit, zu der er sich zwingen mußte, die zweihundert Schritt bis zur Kreuzung. Dort Halt zu machen, gelang ihm nicht, seine Bewegtheit verlangte, daß er sich bewege. Und immer künstlich sich zügelnd schritt er das leere Trottoir auf und ab, pochenden Herzens, ein Rauschen seines Bluts in den Ohren, wie einer, der vor dem ersten großen Alleinsein mit der geliebten Frau steht. So aber war es.

Derart erfüllte das Durchlebte sein Herz, daß er nicht einmal Ungeduld verspürte. Doch kam es ihm endlich vor, als warte er lange. Er nahm seine Uhr und fand, daß er fast seit einer Stunde hier unter den Gaslaternen marschierte.

Im gleichen Augenblick sah er sie kommen. Sie kam langsam, mit sonderbar schleppendem Gang,

und mehrmals schien es sogar, als bleibe sie stehen ... Lena trug den kleinen Hut mit der braunen Feder und den braunen, wollenen Mantel, die sie an Theaterabenden bevorzugte.

Er stürzte ihr entgegen, nahm stürmisch ihre beiden Hände. „Habe ich warten lassen,“ fragte sie müde.

„Beinahe gar nicht . . .“ Matthias war an ihrer Seite, und da sie die belebte Hauptstraße noch nicht erreicht hatten, nahm er zärtlich ihren Arm.

Unter einer Laterne blickte sie zu ihm auf, in sein leuchtendes Gesicht: „Du bist ja so vergnügt?“

„Freilich.“ Seine Stimme klang, als unterdrückte er ein Jauchzen. „Sehr vergnügt, wie sollte ich nicht, mit dir am Arm!“

„Ja, ja,“ sagte sie abwesend und fuhr fort, so als dürfte sie nun nicht länger schweigen: „Ich habe eine schlimme Nachricht bekommen eben . . .“

„Eben?“

„Auf der Treppe fing mich Doktor Straßburger damit ab. Sie wüten wieder in Rußland.“

„In Rußland?“ wiederholte Matthias. Er war so weit von Rußland weggewesen . . .

„Eine Judenverfolgung. Du kannst wohl nicht ganz ermessen, was das bedeutet . . .“

Nein, das konnte er nicht. Das Wort erweckte in ihm eine unklare Vorstellung von törichtem Religionshaß. Er dachte: „Judenverfolgung, Christen-“

verfolgung, — wie lange her, wie weit fort!“ Der Gegenstand dieser Begriffe war ihm so fremd, daß sein Herz nicht vor ihnen schlug. Es kam ihm auch nicht einmal in den Sinn, eine solche Nachricht müsse gerade seiner Freundin besonders nahe gehen . . . Zum ersten Mal erfüllte sie ihn so ganz! Ein zugleich übermütiges und demütiges Glücksgefühl war immer noch so beherrschend mächtig in ihm, daß er von einem Augenblick zum andern vergaß, was sie gesagt hatte. Fröhlich blickte er auf sie hin . . .

Aber Lena war blaß und unbeweglich ernst. Sie sagte: „Wir wollen fahren.“ Matthias gab einem Automobilführer das Zeichen.

„Du warst göttlich heute, göttlich, göttlich,“ sagte er, neben ihr auf dem Wagenpolster, und drückte ihre Hände. Sie erwiderte: „Ach“ und hatte eine Kopfbewegung, als weise sie dergleichen Nichtigkeiten fort. Da besann er sich, schämte sich und fragte schüchtern, ohne rechte Überzeugung: „Ist das sehr schlimm — dort in Rußland?“

Keine Antwort kam, aber im Licht vorüberfliegender Laternen sah Matthias Tränen, die Lenas Wangen hinabliefen. Sie nahm ihr Spitzentuch aus der Tasche . . .

„Davon wird auch nichts besser, von Tränen,“ sagte sie. „Man muß eben was tun, ein wenig helfen.“ Sie setzte sich mit Energie zurecht, wandte sich Matthias zu . . . Aber schon hielt der Wagen.

Unter der Türe zögerte Matthias. „Ich weiß,“ fragte er leise, „es ist dir nicht ganz recht . . .“

Frank, Die Fürstin

möchtest du doch lieber allein sein? Nur . . . ich käme so gern . . .“

„Ja, komm nur,“ sagte sie.

Aber während sie hinauffstiegen, dachte sie mit ger illusionslosen Klarheit einer Leidenden: „Nie war er doch so dringlich . . . niemals war er eigentlich in mich verliebt, nein. Was hat er sich nun für einen verkehrten Tag ausgesucht, um damit zu beginnen . . .“

Sie fühlte sich verlegen und geärgert, als er dann in seinem Frack vor ihr stand und sie strahlend betrachtete. Wirklich, was wollte er hier, heute, da diese Nachrichten gekommen waren . . . Er war fehl am Platze.

Mißmutig stand sie aus ihrem Sessel auf und machte sich am Schreibtisch zu schaffen. Matthias folgte ihr, unwiderstehlich nachgezogen . . .

Er hatte den Schleier vor seinen Augen. Sie blieb die Nordländerin für ihn, sie blieb eine von den herrschenden Frauen, den bezwingenden, unbezwingbaren, von jenen, die sich noch als Geliebte im Innersten versagten . . . Und dank der sonderbarsten Verkettung hatte Lena heute wirklich etwas von diesem kaltleuchtenden Phantom. Dank der sonderbarsten Verkettung machten die Leiden ihres unterdrückten und geschändeten Volkes ungefähr das aus ihr, was dienendes Blut in unterwürfiger Verzückung erträumen mochte . . .

„Nein, nein, laß du mich,“ rief sie, da Matthias sie von rückwärts umschlang, „du merkst doch wohl, daß ich ganz benommen bin!“

Er stammelte: „Verzeih, ich vergaß, ich bin so glücklich . . .“

„So, du bist glücklich, nun also schön, schön. Es geht dich ja freilich nichts an. Du brauchst es nicht mitzufühlen, das ist wahr . . .“

„Aber du hast mir ja nichts erzählt, du hast kaum angedeutet . . . Ich weiß ja nichts . . .“ Er verwirrte sich.

„Laß gut sein“, sagte sie. „Geh nur . . .“ Sie wies mit einer Kopfbewegung nach der Türe, die zum Schlafzimmer führte.

Mit Kälte gewährte sie sich, das blasser Gesicht im schwachen Lichtschein emporgewendet. Sein Mund stammelte und stöhnte auf ihrer Schulter, ihrem Halse. Seine Augen waren blind von süßen Tränen.

Später dann fragte er sie: „Immer denkst du daran? Liebe, jage es fort!“

Aber sie blieb in ihrer Starrheit. Mit geringschätziger Miene hörte sie ihn reden, der nicht zu ihr, zu den Ihren gehörte. Schließlich, als er ratlos schwieg, sagte sie: „Du weißt gewiß nicht mehr, was du auf der Terrasse am Meer über die Armen und Beleidigten gesprochen hast? Es waren eben nur Worte, jetzt magst du nichts hören, weil es Juden sind.“

„Aber ich will dich hören“, rief er.

„Du willst nicht. Und so will ich dich nicht. Wenn du wüßtest, wie weit mein Herz jetzt von dir fort ist, du kalter, aufgeregter Junge!“

Das Wort brannte; aber noch diesen Schmerz preßte sich Matthias, liebend, tief in die Seele. Sie verachtete ihn, und er verdiente solche Verachtung. Wie er sie liebte . . . Ein bitteres Genießen warf ihn auf Lenas bleiche Hände, daß er sie küssen mußte.

Lena riß sie ihm fort. „Laß das jetzt, hörst du, laß mich!“

Er stützte sich seitwärts ein wenig auf und schwieg. Er litt und träumte. Und plötzlich, von einem Augenblick auf den andern, wurde er müde, unendlich müde, ganz wie jemand, der einen weiten Weg hat zu Ende bringen müssen, aber nun hinsinkt.

So aber verhielt es sich. Matthias war weit gegangen an diesem Abend: bis zu den äußersten Grenzen seiner Bestimmung. Innig zu dienen, dies war es ja, was ihm bestimmt war, — ungemessen zu dienen, so wie die Heiligen und die großen Streiter. Und was ein mitleidloses Schicksal ihm hatte zuweisen können, war nicht das Gesetz seines Herzens, war einzig die Richtung, nach der dies Gesetz sich erfüllen mußte.

Wohl durfte er müde sein. Aus sich verschleiern den Augen sah er auf die ruhende Frau. Sie gab ihm keinen Blick zurück . . .

Hinter ihrer bleichen Stirn, die Furchen zeigte, rasten blutige und grauenvolle Szenen. Ein langbärtiger Pope lief in lehmschmutzigen Gassen, sein Kreuz hoch aufgehoben, schreiend, geifernd, zur Anfeuerung sich rückwärts lehrend nach einer tierischen

Rotte, die hinter ihm leuchte. Es war Nacht, aber Feuerschein war am Himmel. An niedrigen Häuschen zersplitterten Fenster, die Tür krachte.

Sie sah um silberne Leuchter eine Familie . . . Die Leuchter umgestürzt, das Zimmer in Brand, die Männer — Männer ihres Volkes, getreten, blutig am Boden, die Frauen am Haare geschleift. Sie sah Einen, der ein Kind — ein Kind ihres Bluts, bei den Füßen hielt, es schwang, es gegen die Mauer hieb. Hirn spritzte. Einer riß den Schrank auf und wühlte. Sie sah Blutfäden am schwarzen Kreuzifix.

Ihre Phantasie arbeitete wild, doch mechanisch, auf gewohnten Wegen. Sie hatte dergleichen gelesen, sie hatte redend mit solchen Schreckbildern Hilfe erwirkt.

Oh, was galt ihr doch alles andere Elend hiergegen! Hatte sie es nicht auf manchem ihrer Gänge in den armen Quartieren mit Scham und Grauen plötzlich gefühlt, wie weit jene Not und jene Krankheiten von ihrem Herzen waren . . . Ertappte sie sich nicht darauf, während sie die Hände einer schwindsuchtfranken, fast sterbenden Frau umfaßt hielt und ihr tröstend zusprach, daß ihre Gedanken bei irgendeiner Bühnenrolle waren, und daß sie sich selbst keins ihrer Trostworte sprechen hörte. Und manchmal, wenn der Kopf eines Säuglings, irgendeiner kleinen Waise draußen im Heim, aufgestützt in ihrer Linken lag, — fühlte sie da mehr beim Kontakt des gebrechlichen, pochend warmen Köpfchens, als hätte

sie eine Elfenbeinkugel gehalten? Schlimm war dies alles, und nur eine halbe, künstliche und kurze Beruhigung hatte sie in dem Gedanken gefunden, es sei wichtiger, es sei vor allem wichtig, zu wirken, zu helfen . . .

Dies eben hatte sie ja an Matthias geliebt und gebraucht: seine ziellose, wahllose Blut. Er war unvermögend, irgend zu wirken; aber er loderte, Flamme ohne Besinnung. Er wandelte ihr vorauf, eine Feuersäule. Heute nun erlosch er, heute ließ er sie elend allein, den schlechtesten Augenblick für eine leidenschaftliche Laune wählend, zeigte er sich ohne Ahnung von dem, was sie erfüllte. Denn heute wahrlich brauchte sie sich zum Mitleid nicht zu nötigen, heute geschah ihr selber ein Unglück, heute wurde sie im Innersten mitverwundet und litt flammend im eigenen Blut!

Gerade darum, so hätte sie fühlen können, mochte heute ihr Herz sich genug sein und den Führer entbehren. So fühlte sie nicht. Jedes Mal, wenn ihre Gedanken vom Blut und Grausen der inneren Bilder zu Matthias zurückkehrten, durchtränkten sie sich tiefer mit Verachtung. Und schließlich war er nichts weiter mehr als ein verderbter junger Bursche ohne ein Herz . . . Mit zusammengezogenen Brauen wandte sie sich nach ihm hin.

Matthias lag, gegen die Kissen gesunken, schlafend, das Haupt ein wenig zurückgelehnt. Seine Lippen waren sacht geöffnet, und ohne daß es lächelte, zeigte sein Antlitz einen Ausdruck von

Frieden und Glück. Eine seiner Fäuste lag geballt über der Brust, und es war Lena, die ihn mit sich verringerndem Mißmut betrachtete, als hielte er ein unsichtbares Hiebschwert quer vor sich hin. Matthias war schön wie ein sanfter, doch streitbarer Engel. Sie löschte das Licht.

Die nervöse Gespanntheit dieses Abends verlor sich, und in ihnen beiden, natürlich, schwächte der empfangene Eindruck sich ab. Doch die wenigen Stunden hatten genügt, ihre Beziehung umzukehren.

Auch früher freilich hatte Matthias seine Freundin von den Frauen zu unterscheiden gewußt, die ihn sonst wohl gesucht hatten. Aber auch sie hatte ihn gesucht . . . War Lena über jenen gewesen: sie gehörte doch zu ihnen. Nun war alles verändert, nun verlangte sie nicht mehr nach ihm, leise hielt sie ihn von sich ab, — jetzt erst, darum erst liebte er sie. Es war der Zustand, den sein Blut sich ersehnt hatte, und den es so wenig zu ertragen vermochte, wie irgend eines Mannes Blut.

Es wurde ihm schrecklich klar, daß er kein Mittel besitze, diese Frau zur Neigung zu nötigen, wenn sie nicht guten Willens war, ihn gelten zu lassen. Wer schön ist, weiß, daß er schön ist. Aber stets war Matthias dieses Schönsein als etwas äußerst Geringes, ja Mißachtenswerthes erschienen. Und im Ubrigen war er ein halber Knabe ohne Namen,

ohne Gaben, ohne Erziehung, ohne ein vorwärts gerichtetes Wollen, — ein Nichts, wenn man nicht eben gesonnen war, ihn blindlings zu billigen . . . Matthias hatte bitter viel Zeit zu solchen Überlegungen; er saß nun meist allein bei sich zu Hause.

Nicht als ob Lena sich rauh gegen ihn gezeigt hätte, wenn er bei ihr erschien. Sie war freundlich. Aber sie verbarg nicht ganz, wie wenig er noch für sie bedeutete; ja sie vergaß seine Gegenwart. Während er sprach, stand sie vielleicht plötzlich auf, um etwas an ihrem Schreibtisch zu suchen. Oder sie nahm mit zerstreuter Miene das Hörrohr des Telephonapparates ab . . . Matthias wurde glühend rot, er verstummte jäh und völlig, mitten in seinen Worten; er schämte sich, daß er überhaupt zu sprechen gewagt hatte.

Was in ihm wehtat und wuchs, war nicht einfaches, unzeitig erwachtes Liebesverlangen. Es war, als flehte er zugleich stumm um sein Leben. Ging nicht die Möglichkeit, sich selber hinfort zu ertragen, sich selber leben zu lassen, davon ab, daß er hier geliebt wurde . . . Unfähig, den ihm eingepflanzten Widerspruch mit festen Gedanken zu stellen und zu bannen, verlor er sich an ihn.

Vor Lenas gleichgültigem Blick entglitt er sich selbst; sein Mund trocknete aus, das Blut brauste ihm in den Ohren, und seine Hände wurden zu schwach, um sich zu schließen. Er wagte kaum mehr, vor ihr zu reden. Er wagte nicht mehr, ihre Finger zu berühren . . .

Einmal jedoch, in einem bestimmten Augenblick, da sie sich zurückbeugte, um eine Cigarette in Brand zu setzen, war der Reiz dieser Bewegung, die ihre losen Ärmel hinaufgleiten ließ, übergewaltig für ihn. Wie früher stürzte er nieder, umspannte ihre Füße und bestürmte sie mit wütenden Küssen: „Oh du, du . . .“

Lena fuhr ihm mit ihrer freien Hand über das Haar, und er spürte, hoffnungslos, an der Art wie diese Hand ihn streichelte, daß Lena auch jetzt zerstreut war und eigentlich nicht an ihn dachte. Nein, so durfte das nicht bleiben, — er mußte fort.

Er wiederholte sich oft dieses: Ich muß fort, aber in Wirklichkeit war er jetzt erst völlig an seinen Zustand geschmiedet. Erst jetzt, da dieser Zustand seinen letzten Schein von Rechtmäßigkeit verloren hatte.

Freilich kam er nicht selten zu Lena mit dem festen Vorsatz, heute nun ein Ende zu machen, oder wenigstens schien ihm dies sein fester Vorsatz zu sein. Er würde ihr sein Schicksal auf die Kniee legen . . .

Sollte er nun ein Handwerk erlernen, oder durfte er, so spät noch, sich auf einer Schule vervollkommen, — denn ihm fehlten ja Kenntnisse, und oft erschreckte es ihn selbst, wie in seinem Geiste weite, öde Stellen mit zufälligem Wissen abwechselten. Mochte sie ihm seinen Weg weisen, blind würde er folgen . . . Aber er sprach niemals.

Zu nichts weiter mehr brachte er es mit Frau Gontard als zu einer angstvollen Konventionali-

tät, die ihm schlecht zu Gesichte stand. Sie bemerkte das wohl nicht. Sie besann sich, vielfach und angestrengt beschäftigt, vielleicht niemals darüber, aus welchen Ursachen, mit welcher Absicht sie diesen ungeschickten, stummen Burschen weiter um sich halte. Wie man in einer Familie von Rang einen überjährtten Diener nicht fortschickt, sondern behält und nach seinem Nutzen nicht fragt . . .

Einen unnützen Knecht — ganz so nannte sich Matthias in seinen eigenen Gedanken, und er fand es natürlich, daß niemand da war, ihn zu trösten als Lenas alte Magd. Die hatte längst beobachtet, wie es stand. Und einmal kam sie ins Zimmer, trocknete sich an ihrer blauen Schürze die Hände und sagte ohne Scheu, ohne alle Überleitung:

„Das müße Sie sich nit zu Herze nehme, wenn die gnädig Frau jetzt manchmal so anners is, sie hat alls so ihre Zeite, wo ihr was durch de Kopf geht, 's is scheint's widder so was um de Weg.“

Matthias raffte sich zusammen und ging über diesen Zuspruch fort.

Bald aber nahm er dennoch seinen Weg zu der alten Frau: er unterhielt sich mit ihr, ja er suchte sie draußen in ihrer Küche auf und gewann wirklich einigen Trost aus den langen und langsamen Gesprächen. Und wohl stimmte dieses Vertrautwerden mit der Magd zu seinem innersten Zustand, zu der Erniedrigung, die bei ihm Liebe war, und die ihm alle Hoffnung auf fremde Liebe nahm.

Ja, hier bin ich an meinem Platze, hier, dachte er und blickte über den sandgeschauerten Küchentisch hinweg auf die alte Frau, die unter der Wasserleitung Tassen wusch und dabei stoßweis und familiär mit ihm plauderte, als mit Ihresgleichen.

Fieberhaft eifrig machte sich Matthias zu eigen, was in den Zeitungen über die russischen Ereignisse berichtet wurde. Er hielt es zu solchem Zwecke sogar in den Kaffeehäusern aus, die ihm mit ihrer verdorbenen Luft und ihrer elenden Musik sonst verhaßt waren. Aber die Berichte schienen ihm ungenügend, sie waren ihm zu knapp, zu allgemein, zu politisch. Erschütternde, ja grauenhafte Einzelheiten wären ihm recht gewesen, die ihm das Mitleid und den Zorn in stärkeren Fluten zugeführt hätten. Doch was er so von den Szenen des Entsetzens erfuhr, die sich dort, in den Dörfern besonders des einen südrussischen Gouvernements abspielten, auch dies Wenige genügte, um sein Blut in Bewegung zu halten.

Auch er litt nun. Und gern hätte er in seiner Einsamkeit Kasteiung und Marter auf sich genommen, um denen dort zu helfen. Aber er war zu erwachsen, um an jenen einstigen Entbehrungen noch sein Genügen zu haben, ja er schämte sich, daß er früher einmal so töricht gewesen war zu

glauben, es sei fruchtbares Märtyrerwerk, spärlich zu essen und rauh zu schlafen.

Es war wenig gewesen, nichts . . . Aber war es wirklich besser, völlig untätig in einem hübschen, weißmöblierten Pensionszimmer zu sitzen, zwischen der elektrischen Tischlampe, dem Nickelhahn für warmes Wasser und der Glocke für die Dienerschaft . . . Matthias besaß wenig ironisches Vermögen, aber er besaß die Fähigkeit zur Zerknirschung, und wilder Zerknirschung gab er sich hin.

Nicht immer freilich, nicht völlig war er ohne Trost und Licht. Es genügt, daß einer leidet, so vermochte er in gewissen Augenblicken zu denken — ja, dies genügt. Wenn wirklich der Schmerz, wenn Scham und Mitleid lebendig und heiß durch ein Herz fließen und es ganz erfüllen, dann ist's nicht weniger als hätten sie dies Herz zu Taten oder zu körperlichen Qualen geführt. Alle Märtyrer waren im Irrtum, sie waren Narren, oder sie waren halb- wahr und halbgläubig und mußten sich vor sich selber beweisen. Jawohl, es genügt wirklich, wenn einer, gleich mir, auf einem hübsch weißlackierten Rohrstuhl in seinem Zimmer sitzt und ein so maßloses Weh empfindet . . .

Aber dies ging rasch vorbei wie ein Augenblinken, und sogleich wußte er nichts mehr davon.

Eigentümlich hatte sich in Lenas Hause seine äußere Stellung verändert. Die Besucher empfanden, ohne sich wohl Rechenschaft davon abzugeben, daß jetzt ein gleichgültig Geduldeter zwischen

ihnen saß. Solange Frau Gontard ihn geliebt hatte, war ihr Ansehen mächtig genug gewesen, um Matthias einen Halt zu bieten; von ihm aus brauchte es nichts dazu. Nun war er eine losgelassene Marionette, die hinstürzt. Keinem fiel es mehr ein, sich im Gespräch auch einmal zu diesem stummen jungen Menschen hinzuwenden. Mit genauer Not reichte man ihm die Hand, abgekehrten Gesichts sogar, wenn es sich just ergab.

Dies kränkte ihn nicht, kaum daß er es bemerkte. Da, als eines Tags der schöne Ernesty die Unachtung so weit trieb, ihm zu sagen: „Ach mein Bester, gehen Sie doch einmal hinaus an meinen Überrock, mit Seal-Ötterfragen der, ich habe mein Cigarrenetui vergessen,“ stand er mechanisch auf, um den Befehl auszuführen. Und erst unter der Zimmertür kam ihm der Gedanke, daß diese Aufforderung in ihrem Hause eine Ungezogenheit Lena gegenüber bedeute; sich selbst zog er nicht in Rechnung. Er schloß die Türe wieder, ging zurück und setzte sich mit nachdenklichem Gesicht auf seinen Stuhl.

Kein Zweifel, daß ihm wenige Wochen zuvor ein solch schiefes Zustand noch unerträglich gewesen wäre. Tag um Tag wiederholten sich ja, nur weit realer, die Peinlichkeiten jener Teestunde dort überm Meer. Aber er war inzwischen in eine Tiefe des Leids und der Selbstmishachtung hinabgeglitten, wo sein Herz der äußeren Anlässe entraten konnte. . . . So spürte er in seiner Dual nicht Nadelstich noch Schlag.

Hätte er aber auch jeden gespürt, es würde ihn nicht gehindert haben, sich mehr als zuvor unter Frau Gontards Gästen zu zeigen. Denn es waren die russischen Geschehnisse, von denen hier, ausschließlich beinahe, geredet ward, und er vernahm Deutlicheres als aus den Zeitungen.

Er lauschte mit ganzer Seele, heißen Willens sich zu empören, nicht allein weil er dunkel wußte, in solcher Empörung liege eine Rechtfertigung seines mißführten Lebens: darum besonders, weil hier der Weg zu führen schien, auf dem er sich Lena wieder annähern könnte . . .

Immer tauchte in den Gesprächen, denen er beiwohnte, der Name des „Generals“ auf, der Name des Gouverneurs jener Provinz — als der des letzten Urhebers aller Greuel. Als der eines Elenden, der auch in den Jahren des Mißwachses, der Teuerung, von seiner erpresserischen Strenge nicht abließ; der, wenn sich die arme, dumpfe, mißhandelte Bevölkerung aufzulehnen drohte, ihren Zorn nicht besänftigte, sondern zu bestialischer Wut ansachen ließ — mit der Zielrichtung auf Jene, die sich nicht wehren durften, die nicht viel mehr galten als rechtloses Vieh, die zu verfolgen, die auszutilgen noch ein frommes Werk war, die zu schädigen und zu morden noch reiche Beute eintrug: die Juden.

„Es wird niemals besser werden,“ wurde wieder und wieder gesagt, „solange der dort ist — Rip-rjanoff.“

„So Gott will,“ sprach wohl ein Anderer dagegen, „wird er bald Flügeladjutant beim Zaren oder Hausminister . . .“

Unter denen, die sich so vernehmen ließen, waren Leute, die niemals zuvor hier gesehen worden waren, und bei ihren nachmittäglichen Zusammenkünften handelte es sich um helfende Taten: um eine Kollekte, eine Versammlung, um einen Vortrag, ein Konzert . . .

Jener Doktor Straßburger fand sich des Oftern ein, der damals Frau Gontard die erste Nachricht überbracht hatte, ein dünner, nervöser Gelehrter; irgendwelche ausgestorbenen oder aussterbenden Sprachen waren seine Sache. Leider wurde er leicht verlegen, überhastete sich dann, geriet sogar ins Stottern und war alles in allem kein gemütlicher Zimmergenosse. Aber Matthias sah hinter den Brillengläsern die milden und tiefen Augen und wußte, was er zu denken hatte. Es wurde ihm von Doktor Straßburger keineswegs mehr Beachtung zuteil als von den Anderen.

Am nachdenklichsten stimmten Matthias einige bleiche, stets in Schwarz gekleidete Männer, die aus jenen bedrohten Strichen selbst herstammten. Sie hatten sich vor Jahren miteinander in die deutsche Hauptstadt geflüchtet und brachten nun hier, der Mehrzahl nach in irgendeiner rituellen Beschäftigung, ihr Leben hin. Einige von ihnen trugen Bärte, einige aber erschienen stets frisch rasiert bei Frau Gontard, mit eigentümlich ver-

wundeten Wangen: an ihren Leib durfte kein Messer kommen, und so ließen sie, was die Schere nicht fortnahm, durch rauhen Bimsstein entfernen. Diese Männer erzählten höchst leidenschaftlich, mit gewaltigem Aufwand an Gesten, in gedehnten und weichen Nasallauten. Ohrenbetäubend war es, wenn sich mehrere von ihnen gleichzeitig einfanden; denn leicht gerieten sie ins Streiten, vergaßen ganz die Umgebung und hielten sich, ohne aufhören zu können, in wehleidigen oder auftrumpfenden, übrigens unverständlichen Worten ihre Irrtümer vor. Doch auch vor ihnen spürte Matthias, daß man sie lieben dürfe.

Mit Unlust sah er, wie sich zu diesen armen Hergewanderten manche der gesicherten, wohlhabenden Helfer verhielten. Hauptsächlich einigen Damen, die stets ein wenig zu laut, zu familiär und zu elegant erschienen, war er abgeneigt. Er sah spöttische Blicke des Einverständnisses hin und her gehen, Blicke, die vor Jenen eine Kluft aufrißen: mit euch haben wir nichts zu tun, bedeutete das gewiß, obwohl wir euch in Gottes Namen beistehen wollen... Aber Matthias irrte, er glaubte böshafte Kälte zu sehen, dort, wo nichts war als weiberhafte Aufgeblasenheit.

Rümelin erschien selten in diesen Wochen; es zeigte sich, daß er als Einziger sein Betragen gegen Matthias nicht verändert hatte. Er behandelte ihn wie in jener ersten Zeit völlig als Gleichstehenden, mit einer redlichen Höflichkeit, die umso eindrucksvoller war, als sie kein Lächeln hatte.

Aber nicht daran wuchs Matthias' Verehrung, sondern angesichts der gütigen und vornehmen Art, die er Rümelin den bleichen, sonderbaren Gästen gegenüber bewahren sah, jenen nicht unmittelbar sympathischen, überlebhaften und ungepflegten Angehörigen des zurückgebliebenen Theils einer Rasse, die ihm fremd war. Er hatte für eine festliche Veranstaltung sein Mitwirken verheißen, die man zu Gunsten der Verfolgten plante: ohne Entgelt würde er eine Stunde lang sich vom Vortragepulte hören lassen, und bei dem Zauber, den sein Name ausübte, bedeutete dies einen Gewinn von Tausenden.

Wenige Tage fehlten. Rümelin war gekommen, um noch einiges Außere zu bereden; vielleicht weil er eine allzu zahlreiche Gesellschaft vorfand, verweilte er nur kurz. Er verabschiedete sich von Frau Gontard, dann trat er zu Matthias und bot ihm die kühle und feste Hand, und Matthias fühlte, daß er sich von dieser Hand, ja vom ersten Wort eines solchen Mannes, zu jedem Tun getrost würde führen lassen. Er empfand eine schmerzliche Ehrfurcht, die ihn daran hinderte, zu Rümelin aufzusehen; und um seinen Blick zu vermeiden, verneigte er sich tief.

„Habe ich dir eigentlich einen Platz für heute Abend gegeben?“

„Ja, danke Lena, ich freue mich sehr . . .“

„Freuen . . .?“

„Nein, freuen natürlich nicht . . . Sage, wird es viel einbringen? Wird es auch wirklich etwas nützen?“

„Ein wenig,“ antwortete sie freundlicher, „ein wenig wird es schon nützen. Und dann: wir sind ja nicht die Einzigen. Überall wird gearbeitet, in London, in Wien, in New-York . . . Nur freilich, die Toten stehen nicht mehr auf davon.“

„Es ist jetzt ruhig dort, wie? man verfolgt Keinen mehr?“ Matthias fragte; aber er wußte es.

„Ja,“ sagte sie müde und sie sprach wie von einer Sache, die man allzuoft beredet hat, „er ist ja nun fort . . .“

„Er ist fort?“ wiederholte Matthias, ohne den Namen zu nennen. „Abgesetzt doch nicht? Aber nein, natürlich nicht!“

Daß sie einander so ohne Bezeichnung verstanden, gab ihrem Gespräch etwas von früherer Wärme zurück.

„Ach nein,“ antwortete Frau Gontard mit einem Seufzer, „nein, Matthias, der wird nicht abgesetzt. Er ist fortgefahren nach vollbrachten Heldentaten, an die Riviera . . . spielt, amüsiert sich wie alle diese Leute.“

„Jetzt schon?“ Matthias wußte von irgend einer Gelegenheit, daß es üblich sei, jene Gegenden erst tief im Winter aufzusuchen.

„Er muß doch zum Neujahrsempfang in Peters=

burg zurück sein," sagte Lena, immer ohne den Namen zu nennen, — so wie Diensthofen von einer Herrschaft reden, die sie hassen. „Er darf doch keinen Empfang versäumen! Damit schließlich ein Anderer zum Minister gemacht wird . . . Und da unten ist es auch im Dezember schon ganz schön. Da kann man schon ganz prächtig das Judengeld für Vaccarat und Cocotten draufgehen lassen, glaube nur . . .“

„Und übers Jahr fängt es von Neuem an," sagte Matthias erschüttert. Ein Ruck geschah in ihm, die heißen Quellen in seinem Herzen brachen auf. Der knabenhafte Rausch war wieder da, der Rausch des Hasses gegen alles, was unterdrückte und was grausam war. Wenig hätte gefehlt und er wäre in begeisterte Worte ausgebrochen, in seine unbestimmten, wilden Kampfrufe. Er konnte es wagen, Lena in die Augen zu blicken . . .

„Ich muß lernen," sagte sie. „Ich sehe dich abends. Komm ins Künstlerzimmer, wenn Rümelin gesprochen hat.“

Schon war sie im Nebenraum. Matthias wagte gar nicht, unter die Tür zu treten und sich nochmals zu zeigen. Er stammelte behindert: „Ja, danke, auf Wiedersehen . . .“ und schlich hinaus.

.
Ziemlich spät erst, nach mehreren musikalischen Vorträgen, und nachdem Frau Gontard flug nuan-

cierend eine Reihe von agitatorischen Dichtungen zu Gehör gebracht hatte, nahm Rümelin das Wort. Der Programmzettel gab nicht an, was er lesen würde, und niemand hätte es vorausgesehen.

Rümelin las in seiner bewunderten einfachen Art zwei Kapitel aus den Memoiren des Fürsten Krapotkin. Er las Einiges über die Zustände vor Aufhebung der Leibeigenschaft, dann eine kurze Charakteristik des Kaisers Alexander des Zweiten und seines Todes, endlich ein paar Seiten über die Tätigkeit der berühmten „Dritten Abteilung“ und über die Paulsfestung. Kein Wort von den Juden. Aber wie er las – und dabei schienen ein Zögern oder ein Leiserwerden der Stimme seine einzigen Kunstmittel zu sein – türmte sich als ein unheilvoll finsterner Wall das russische Reich in die Höhe, und die Seelen der Zuhörer wurden in Grauen, Angst und Entzücken versetzt.

Matthias zitterte auf seinem Stuhle; wie gut kannte er noch dies Buch! Er schloß die Augen, lauschte und wußte kaum, ob um ihn die einsame Mansarde der Lehrerswohnung sei oder das ungeheure, brausende Schweigen der Festung. Rümelins ruhige Stimme, der gerade ihre mundartliche Förmung heute etwas eigentümlich Priesterhaftes gab, veränderte sich, verstärkte sich . . . Glocken klangen. Rümelin las:

„ . . . Nicht der geringste Ton war vernehmbar außer dem Knarren der Stiefel meiner Schildwachen und dem Läuten der Glocken auf der

Festungskathedrale. Sie läuteten nach jeder Viertelstunde, je nachdem ein, zwei, drei oder vier Mal ein ‚Herr erbarme dich unser‘, Gosposdi pomislui . . .“

Als Matthias sich durch die Menge gedrängt und den rückwärtigen Ausgang gefunden hatte, kamen ihm Rümelin und Lena bereits entgegen. Er empfand einen Stich in der Brust vor dieser Vergeßlichkeit, und Lena erschrak ein wenig. Sie sagte: „Unten wollten wir auf dich warten.“ Er war ihr dankbar für die Lüge.

Ein solides Restaurant in der Stadtmitte wurde gewählt, mit unmodischem, etwas spießbürgerlichem Publikum. Doch auch hier wurde es still, als sie eintraten. Bewunderung und Liebe strömten den Beiden nach, beinahe körperlich fühlbar. Matthias verzog seine Schultern unter dem Einfluß. Dann saßen sie, durch einen Wandschirm verborgen, an angenehmem Orte.

„Lebt dieser Krapotkin eigentlich noch?“ fragte Lena, als der Kellner mit seiner Bestellung gegangen war. „Er müßte schon alt sein. Sprach er nicht von Nikolaus dem Ersten?“

Rümelin neigte das Haupt nachdenkend ein wenig zur Seite, mit einem freundlichen Ausdruck, der um Entschuldigung bat.

„Wirklich, ich weiß es nicht . . . ich kam ganz zufällig an das Buch. Er könnte wohl noch leben, ja, ich glaube, in den Vierziger Jahren ist er geboren . . .“

„Zweiundvierzig,“ sagte Matthias. Es kam wie aus der Pistole geschossen. Er wurde glühend rot dabei.

„Zweiundvierzig,“ bestätigte Rümelin mit einer überaus höflichen Geste. Lena wandte nicht ihr Gesicht. Sogleich begann es in Matthias zu wühlen. Als längst niemand mehr an seine Äußerung dachte, verwundete er sich noch immer mit Vorwürfen . . . Wie albern, wie eitel, mit einer präzisen Zahl sich einzumischen! Er verachtete sich dafür und starrte außer sich noch auf das Tischtuch nieder, als schon aufgetragen wurde.

Man aß ohne Aufmerksamkeit und mäßig. Rümelin und Matthias nahmen beinahe nichts.

„Wovon leben Sie eigentlich, Rümelin?“ sagte Frau Gontard mütterlich. „Seit zehn Minuten zerlegen Sie ein Crouton, und dabei ißt man Croutons doch überhaupt nicht mit, das müßte ein so eleganter Held unbedingt wissen . . .“ Aber sie rührte auch selbst nicht viel an, mit ihren Gedanken beschäftigt, und bald ließ man abnehmen.

„Von den russischen Juden sagt er wohl nichts, Rümelin — Ihr Fürst?“ Lena fand es nicht nötig, dem Gespräch erst wieder einen Anfang zu geben.

Rümelin besann sich: „Ich glaube nicht . . . ja doch. Einmal läßt er von Krakau aus verbotene Bücher über die Grenze schmuggeln, und er will den jüdischen Schmugglern, die sich für ihn riskieren, sein ganzes Geld dalassen. Er schüttet seine Börse vor ihnen aus und erklärt, nur so viel wolle er

behalten, um dritter Klasse nach Petersburg zu kommen. Aber das erlauben sie nicht. Weh, weh, rufen alle, was Sie sagen! So ein Edelmann dritter Klasse reisen! Niemals! Nein, nein . . . Und er darf ihnen nur eine Kleinigkeit bezahlen."

Matthias dachte: Rümelin sagt weh, weh. Sicherlich steht waih, waih in dem Buche. Er sagt es nicht, vor Lena . . .

"Und sonst erzählt er nichts von ihnen?" fragte Lena. "Ja, so ein russischer Edelmann — ich weiß schon, wie die sind. Juden sind keine Menschen für diese Leute. Vielleicht werden sie vom Bauernelend gerührt, das kann vorkommen. Bauern, jawohl, warum nicht, aber Juden, Juden . . ."

Rümelin schüttelte den Kopf. "Von ihm glaube ich das nicht," erwiderte er behutsam. Und es war, als bürge er sanft für einen Bruder. Matthias erzitterte vor Hingebung das Herz.

"Hoffentlich lassen sie unser Geld ohne Schwierigkeit passieren," sagte Rümelin, der wohl noch bei der Schmugglergeschichte war. "Wir haben doch einen sicheren Mittelsmann?"

Lena entgegnete leidvoll: "Der ist sicher. Wir haben ihn erprobt. Es ist ja nicht das erste Mal."

"Nein . . . aber darf man nun nicht hoffen, es sei das letzte? Für jetzt haben die Verfolgungen doch aufgehört, die Blätter jedenfalls sagen das . . ."

"Für jetzt!" Frau Gontard hatte sich, das Kinn auf ihren beiden blassen Händen, über die Tisch-

kante vorgestützt und schaute zwischen den Männern ins Leere.

„Für jetzt, ja . . . Seit vierzehn Tagen ist er ja in Nizza. Aber das letzte Mal ist es nicht,“ sagte sie, und ihr Antlitz war das einer hoffnungslosen Seherin, „das letzte nicht. So lange es dort Mißjahre gibt . . . so lange man in den Mißjahren die Steuer nicht heruntersetzt . . . so lange man zur Deckung das Vieh aus den Ställen holt und verkauft . . . so lange man dann für die Wut der Bauern ein Ziel braucht . . . So lange er wieder kommt!“ schloß sie und richtete sich mit einem schweren Seufzer in die Höhe.

Rümelin fragte: „Was ist das nur für ein Mensch, dieser Kirprjanoff . . . Ist er noch habgieriger als die Anderen? Wird in seiner Provinz noch mehr als anderswo unterschlagen und bestochen, daß es so abscheulich zugeht?“

„Ja . . . auch . . . Aber das ist es nicht allein. Dieser Gouverneur ist ein Teufel, Rümelin! ein Teufel,“ sagte sie, sie rief es beinahe und hielt vor ihr leichtverzerrtes Gesicht eine zur Kralle gekrümmte Hand — was nicht im Geringsten lächerlich wirkte. „Ein Teufel,“ sagte sie zum dritten Male, „es macht ihm Freude.“

Nach einer Pause fuhr sie leise fort: „Notowitsch hat mir von ihm erzählt. Sie kennen Notowitsch, Rümelin, nicht wahr? Sie haben ihn bei mir getroffen . . . dieser bleiche Kleine. Nun, er weiß manches über den General. Schon im Kadettenkorps, als er Schüler der ersten Klasse war, hat

er sich ausgezeichnet . . . Man quält da die Jüngerer, wissen Sie, die Neuangekommenen, und es scheinen böse Zustände zu sein . . .“

Matthias dachte: „Krapotkin erzählt es schon.“ Aber er sagte es nicht.

„Ja, aber Kiprjanoff trieb es zu bunt. Ganz allein die Freundschaft mit einem der Großfürsten rettete ihn damals . . . Er war nämlich befreundet mit einem der älteren Großfürsten, sehr befreundet, wissen Sie . . . sonst wäre es ihm wohl schlecht ergangen, sogar in Rußland. Einer von den Kleinen, den Neuen, war nämlich unbotmäßig gewesen, wie es die in der ersten Klasse nannten, er hatte irgendeinen Befehl nicht ausführen wollen . . . und da verurteilte man ihn zum Tode.“

„Zum Tode . . .?“ sagte Rümelin und schüttelte mit zusammengezogenen Brauen den Kopf.

„Vielleicht hätten sie ihn nicht gerade sterben lassen . . . Aber auf Kiprjanoffs Vorschlag, denn er war der Beleidigte und hatte die Strafe vorzuschlagen, wurde so verfahren: man errichtete in einem abgelegenen Zimmer ein Brettergerüst, oh, einfacher Konstruktion, und der Kleine wurde darin aufgehängt, nackt . . . Sein Kinn und sein Hinterkopf lagen auf einem Bretterrahmen, und so schwebte er gebunden an Füßen und Händen, ohne den Boden zu berühren, frei in der Luft. Abends als man schlafen gehen sollte, wurde er installiert, und man ließ ihn so bis in die Frühe. Aber die Fenster standen offen, wissen Sie, Rümelin, und es war

Winter, russischer Winter, vielleicht zwanzig Grad Kälte . . . Notowitsch erzählt, der Kleine sei nachträglich gestorben. Er erzählt auch, daß Kiprjanoff die ganze Nacht bei ihm ausgehalten habe — in einem hübschen Pelz natürlich — daß er zuletzt, wie die Anderen müde waren, allein noch geblieben sei, und daß er allerhand Dinge mit dem Verurteilten getrieben habe in dieser langen Winternacht. Aber ich weiß nicht, ob Notowitsch das wissen kann . . . Sicher ist, daß man den General in Paris aus öffentlichen Häusern hat polizeilich hinausgeschaffen lassen, seiner Bestialität wegen. Nun, und tausend Juden sind doch gewiß besser als so ein Mädel aus der französischen Provinz, das sich für ein paar Louisdors mit freundlichem Lächeln alles antun läßt. Denn wenn die Opfer lächeln, so ist es doch nur das halbe Vergnügen . . .“

Sie schwieg zitternd, erschöpft, und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück. Ein Totenschweigen trat ein. Man hörte von den andern Tischen undeutliches Gespräch und Gabelklappern . . .

Endlich sprach Rümelin mit ganz leiser Stimme einige Worte. Er sagte: „Es wird schon einen Dolch für ihn geben. Sicherlich . . .“

In diesem Augenblick war es Matthias, als stürzte mit dem summenden Saal die Welt über ihm ein, es dröhnte und rauschte, ihn dünkte es

als verlöre er seine Schwere. Aus den stürzen-
den Trümmern stieg er auf, hob sich empor, schwebte
irgendwo im leeren Raum . . . Nun gab es nichts
mehr zu zögern. Mit Anstrengung verließ er
seinen Platz, nahm den Mantel, den Stock, mur-
melte ein Wort, sich zu entschuldigen. Er verbeugte
sich gegen Kümelin, der etwas zurückfragte, er
reichte Lena die Hand, die sie ohne Erstaunen, weit
abwesend wohl, entgegennahm . . .

Nur jetzt gerade gehen! dachte Matthias, viel
schien ihm darauf anzukommen, daß er jetzt nirgend-
wo anstoße. Mit finsternen Brauen, den Blick auf
den schmalen roten Läufer gesenkt, schritt er zwischen
den Tischreihen hindurch und gewann den Ausgang.

Nicht rechts noch links anzustoßen, auch in Ge-
danken nicht, darauf kam es nun an. Notwendiges
durch Überlegung befestigen zu wollen, brachte Ge-
fahr . . . Matthias verbot es sich, während ihn das
Automobil durch die Stadt trug.

Wie ein Schiffer, der quer übern See will,
brauchte er einen Sichtpunkt, ein Nächstes, gerade
vor ihm Liegendes, um mit den Blicken dort ein-
zuhaken und sich selber hinanzuziehen. Das Pen-
sionszimmer, in dem er nun sogleich Vorbereitungen
für seine Reise zu treffen hatte, war ein zu breites
Ziel. Auch vom Reisebedarf an Kleidung und
Gerät glitt er ab und versammelte seine inneren
Kräfte auf einem Gegenstand, von dem er zoll-
genau wußte, wo er lag . . .

Es war ein leicht gekrümmtes, malaiisches Dolch-

messer, ein Geschenk Lenas, das die linke, hintere Ecke seines Schreibtisches überquerte, ein schön geschmiedetes Ding, mit elfenbeinernem Griff, der einen Schlangenkopf vorstellte; in einer Scheide aus grünem Maroquin. Diese Scheide, obwohl orientalischer Arbeit, war nicht für das Messer gemacht, sondern für eine gerade Waffe, und die Klinge stieß sich in ihr. Während der ganzen Fahrt ließ Matthias den Dolch in Gedanken nicht los. Doch als er sein Zimmer betrat, warf er keinen Blick auf das Richtziel: er war fürs Erste angekommen.

Viel war zu tun, und in höchster Eile. Eile tat bitter not. Jeder Augenblick des Verzugs, des Einhaltens bedeutete innere Gefahr . . .

Nicht um mehr als eine Stunde tiefer in der Nacht erreichte Matthias den Bahnhof. Er verschmähte es, oder er durfte es vor sich selber nicht wagen, einen genauen Reiseplan zu erkunden; mit dem ersten Zuge, der ungefähr die Richtung nahm, fuhr er nach Süden.

Wenige Stunden später hatte er die Linie zu wechseln, und dann erst, allein in seinem Coupé, war er für längere Zeit in Ruhe. Hestig überkam ihn nun und mit einem Mal die Müdigkeit. Er hatte nicht mehr Muße, es sich bequem zu machen, das Haupt sank ihm gegen die Polster, und er schlief.

Einmal erwachte er ein wenig: durch die Fenster kam schon ein Tageschein. Undeutlich sah er ihn,

aus halbgeöffneten Augen. Eine Bauernlandschaft . . . Wälder, Felder, Hügel . . . war es nicht der Ort seiner Kindheit? Ein wenig weiter . . . dieser Baumbestand noch . . . und das Haus seines Vaters war da. Aber ihm blieb nicht die Kraft und nicht die Zeit, um Sehnsucht zu fühlen, alles versank schon in einem schwarzen Rauschen. Noch während der Zug den kurzen Tunnel durchfuhr, war Matthias wieder in seinem schweren Schlaf.

30

Die gelbe, allzuneue Reisetasche in der Hand trat er am späten Abend in die Halle hinaus. Vor der Tafel dachte er: Mailand ist schöner als Milano. Mailand . . . Doch es fuhr ein eisiger Wind durch den Bahnhof.

Matthias überschritt die Gleise und trat unter den zur Stadt führenden Ausgang. Er vermochte sich nicht von der Vorstellung zu befreien, daß, war auch der Bahnhof unwirtlich, doch die Stadt selber — Mailand, beim ersten Blick etwas vom Frühling haben müsse. Aber ein nordischer Novemberwind fiel ihn auf dem trostlosen Riesenplatze heulend an. Eine schlecht beleuchtete Ode . . . Matthias ging fröstelnd zurück und fand den Speiseraum. Mehrere Stunden lang hatte er zu warten . . .

Da er sonst nicht viel zu nennen wußte, so bestellte er sich in seiner Ecke, stammelnd, ein Kote-

lett und verzehrte es, ohne zu bemerken, wie schlecht es zubereitet war . . . Wie sollte er dem Kellner den nächsten wichtigeren Wunsch verständlich machen? Schließlich fiel es ihm ein, Französisch zu sprechen. Dort unten würde er ja den ganzen Tag Französisch zu sprechen haben. Den ganzen Tag? Er hatte mit niemand ein Wort zu wechseln . . .

„De quoi écrire, s'il vous plaît.“

Der Kellner verbeugte sich tief vor dem eleganten jungen Herrn, eilte und kam mit dem Schreibzeug zurück. Matthias blickte an sich hinunter, erstaunt über den Respekt, der ihm in fremder Umgebung erzeigt wurde. Seine Augen suchten am Kleiderhaken den weichen Hut, den dunklen Herbstmantel; eine Ecke des silbergrauen Seidenfutters war umgeschlagen und sichtbar. Gut, es gehörte zu seiner Aufgabe, in eleganter Umgebung nicht abzustechen.

Seine Aufgabe . . . seine Aufgabe . . . Das Wort ließ ihn nicht los, unter der Hand veränderte es den Sinn. Ach, elegant oder nicht, noch immer lief er in seinem Schüllerjäckchen vom vorigen Jahr herum. Aber nicht lange mehr . . .

Der weite Raum war mäßig besetzt. Matthias zunächst unter der großen Uhr an der Schmalwand nahm eine englische Familie, Vater, Mutter und zwei lange Söhne, schweigend ihre Mahlzeit ein. Ein kleiner, struppiger Bahnbeamter kam plötzlich schnellen Schrittes durch die Mittelthür, machte Halt, klingelte und rief eine Reihe von Namen

aus, doch so, daß es klang, als sänge er ein einziges langes Wort. Er verschwand.

Matthias beugte sich über das unsaubere Löschblatt, schob den Bogen zurecht und begann in seiner noch schülerhaften, ein wenig dünnen, schiefliegenden Handschrift den Brief . . .

Kurze Sätze kamen, wie sie das Volk in seinen Briefen schreibt. Und nach jedem von ihnen ruhte er aus, in einer Haltung, als sei er müde geworden. Es wurde ein ungelentker kleiner Brief, ungelentk und kalt vor allem deshalb, weil ihm weder das Ziel seiner Reise noch auch Lenas Gesicht klar vor Augen waren. Er schrieb ins Leere hinein.

Seine liebende Qual war ganz vergangen, hatte weichen müssen, seitdem ihn ein dumpfer Wille vorwärts trieb. Es war, als habe Lena den Ort gewechselt und breite ihm nun, aber aus dem Nebel heraus, in fragwürdiger Gestalt, vom Reiseziel die Arme entgegen . . . Dieser Brief, der ihr in Worten, zu ungeschickt um anzudeuten, die Tat ankündigte, er war unnütz, Matthias schrieb ihn nur in einer Empfindung des Herkömmlichen. Hatte er nicht vor langer Zeit — vor Monaten? — wann? — in einer Fuselkneipe einen ganz ähnlichen Brief an seinen Vater geschrieben, überzeugt davon, wie heute, daß er ins Leere redete und daß seine Worte den Vater nicht erreichen konnten . . .

Matthias saß da vor seinem festgerammten Marmortischchen im trüb erleuchteten Saal, wie in

dickeu Nebel . . . Sorgfältig befeuchtete er die blaue Freimarke, brachte ſie ſorgfältig an und verſchloß das Kuvert. Während er die Adreſſe ſchrieb, kam ihm ein neuer Zweifel. Hatte er denn überhaupt die Wahrheit geſchrieben?

So raſch ſtehen die Buchſtaben da . . . ein wenig Tinte. Aber ſeine Tat, die von ihm abhäng, — bewies irgend etwas, daß ſie geſchehen würde? Niemand als er hatte hier etwas zu wollen, zu beſchließen. Und Beweiſe gab es nicht. Freilich, er ſaß in dieſer Nacht auf einem fremden Bahnhof, bereit, eine weite Reiſe fortzuſetzen. Aber ſo Viele reiſten . . . Türen gingen auf, Gäſte erſchienen, von beladenen Trägern gefolgt, Leute, die hier auf ſpäte Nachtzüge warten wollten, ganz wie er. Unterſchied er ſich derart von ihnen, wie ſein Brief es behauptete?

Dieſer Brief da, der vor ihm lag, frankiert und mit der Adreſſe verſehen — mochte ſeine Beſtimmung ungewiß ſein — er war noch das einzig Wirkliche und Feſte. Was galt ein Entſchluß, der nur im Gehirn lebte und ſo ſchwach lebte, der künstlich erhalten werden mußte! Dieſe Zeilen von ſeiner Hand, ſie waren doch nun eine Sache der äußeren Welt, ſie ſtanden doch da als faßbare Zeugen ſeines Willens . . . Eine Ahnung von der ewigen Abgeſchiedenheit alles Geiſtigen ſtreifte Matthias.

Er hatte wirklich mit der Luſt zu kämpfen, den Umpſchlag zu öffnen, das Geſchriebene von Neuem zu überleſen. Er widerſtand hauptſächlich, weil er

die Postmarke nicht verloren geben mochte, der Instinkt sparsamer Bauern machte sich schüchtern Bahn in ihm. Ubrigens war sein Verlangen ja lächerlich. Hatte er denn an sich selber geschrieben? Vielleicht . . . Gedanken mancher Art streiften mit dem Flügel seine Schläfe, machten ihn blinzeln und waren davon. Recht unberaten und verlassen saß er da in seiner Ecke.

Aber völlig dem Ungewissen preisgegeben war er ja nicht! Mit einem Lächeln und hastig nahm er aus der Innentasche seines Jacketts den Dolch und zog ihn am elfenbeinernen Griff aus der weichen, grünledernen Scheide. Nun lag die Waffe quer über dem weißen Briefumschlag und gab einen Schimmer von Gewißheit.

Was da dunkel schimmerte, war mehr als Stahl, war auch Rümelins ermahnendes Wort — ausgesprochen dort, weit da hinten in der Helle, hinter tausend dunklen Aekern. Gut war es, dachte Matthias, daß gleich einer zur Hand war, als Rümelin von einem Dolche sprach. Einen Revolver kaufte man sich beim Waffenhändler, wo aber kaufte man in der Eile einen guten Dolch . . .

Lächelnd blickte er auf sein Beweisstück nieder. Aber der bläuliche Schein der Klinge erlosch, denn ein Schatten fiel über den Tisch. Der Kellner stand da, beugte sich vor, flüsterte erschrocken und aufgeregelt hinter der Hand und wies auf die Waffe. Zu wiederholten Malen verstand Matthias das Wort prison, ausgesprochen mit einem sehr ge-

rollten R und einem unvollkommenen Nasallaut. Eilig schob er Leder und Stahl zusammen und verberg sein Eigentum an der Brust. Der Kellner verbeugte sich zustimmend, wedelte mit seinem Tuche und gab das Licht frei.

Ich muß ihn sehr belohnen, sagte Matthias zu sich selbst, und er bat um die Rechnung. Offenkundig hatte Gefahr gedroht. Es war ihm, als habe er zum Stöße ausgeholt, und als sei ihm Einer in den Arm gefallen. Mit Recht freilich . . . denn noch war es zu früh. Aber sein Abenteuer begann.

Matthias legte Geld auf das Tischchen, und an dem tief sich Verbeugenden schritt er vorbei nach dem Ausgang. Aber mitten im Saal, unter dem großen, trübbrennenden Lüster, blieb er stehen, gehemmt.

Sein Abenteuer! Hatte er nicht von seinem Abenteuer zu sich gesprochen? Oh, aber dann stand es wirklich so, daß er nicht wußte, was zu tun er im Begriff war . . .

Er sollte töten! Es galt mit diesen seinen Händen ein ganzes beleidigtes und zertretenes Volk zu rächen für ungeheure, unmenschliche Greuelthaten. Er stand unter der Pforte zu einer großen Handlung! War niemand da, es ihm ins Ohr zu donnern?

Gemach aber, Schritt vor Schritt! Er konnte gleichwohl nicht rasen und um sich schlagen, nur um sich wachend, wissend zu erhalten. Schritt vor Schritt! Zunächst einmal befand er sich hier auf

einem ganz alltäglichen Bahnhof und erwartete seinen Zug. Er würde sogar noch eine Stunde zu warten haben.

Dies wußte er; dennoch stellte er sich draußen, nachdem er seinen Brief losgeworden, geduldig in der verlassenem, zugigen Halle auf. Er stand und hielt seine schwere Handtasche am ledernen Griff. Spät erst fiel ihm ein, daß er sie niedersetzen könne. Mit der Sorgfalt des kleinen Mannes, der nichts verderben möchte, prüfte er erst die Steinfliesen auf ihre Reinlichkeit . . .

Stille herrschte. Selten zischte eine Lokomotive, die, in dem weiten Raum verloren, sinnlos hin und her zu rücken schien. Der Zeiger der großen Uhr, unter welcher Matthias durch Zufall stand, sprang von einer Minute zur andern mit einem deutlichen Knacken. Aus einer Thür in Matthias' Rücken tickte von Zeit zu Zeit ein telegraphischer Apparat. Dann wurde es lebendiger; langsam fuhr schließlich der Zug ein.

Es war ein vornehmer und sehr teurer Zug, dessen überall niedergezogene Vorhänge ihm ein abweisendes Gesicht verliehen. Männer in brauner Livree und schwarzen Handschuhen stiegen von den Plattformen. Matthias lief, die gelbe Tasche in der Hand, vor den stummen Wagen auf und ab, eingeschüchtert, aber bereit sich in ein Schicksal tragen zu lassen.

Das Meer wurde schon hell, als man es bei Genua erreichte, und Matthias in seinem Schlaf-coupé kleidete sich an und setzte sich in den kleinen Fauteuil, der dem Bette gegenüber angebracht stand.

Er war aus wirren und bösen Träumen aufgewacht mit einem Gedanken, der ihn noch immer nicht losließ, während der Zug nun leicht, fast ohne Erschütterung, am leuchtenden Meere hinglitt. Träumend hatte er eine fremde Stadt durchseilt, mit Straßen, die völlig deutschen Kleinstadtstraßen glichen. Er war auf der Suche nach diesem Gouverneur Kiprjanoff, von dem er nicht wußte, wo seine Wohnung liege. Die Stadt schien nicht sehr groß, und alle Leute wußten offenbar, wo der General wohnte, aber sie wollten es nicht sagen, sie waren bösen Willens und verbargen das auch gar nicht. Höhnisch lachten sie ihn aus. Jeden von ihnen wollte Matthias zur Rede stellen, aber seine Stimme hatte keinen Laut; auch zerfloß, wer immer vor ihm stand, mit einem Mal in Nebel. Ein neuer Passant tauchte auf, allein Matthias war mit ihm nicht glücklicher . . .

Das Problem dünkte ihn schwierig, auch nun im Wachen. Wie sollte er, wirklich, in dem menschenreichen Nizza diesen Gouverneur wohl finden, der dort ein Gast war wie andere Leute auch? Dort fiel er nicht auf, dort konnte er nicht hängen und keine Juden verfolgen lassen.

Nicht weniger als zwei Stunden benötigte Matthias, um sich klar zu machen, daß an einem solchen Fremdenorte gewiß ein dienliches Verzeichnis bestehe, eine Liste der Angekommenen, die auch den General und sein Logis ohne Zweifel erwähnte. Ja, dies wußte Matthias bereits in Massio. Aber San Remo war passiert, ehe er im Reinen darüber war, auf welche Art er sich diese Liste verschaffen könne . . . Es galt, das Gepäck am Bahnhof niederzulegen und in einem benachbarten Gasthaus sich unauffällig zu erkundigen; vielleicht war ein Caféhaus vorzuziehen. Er legte sich bereits die französischen Redensarten zurecht . . .

Welche Mühsal! Dinge, die sonst ein Reisender so selbstverständlich vollzieht wie das Atmen, wurden für Matthias zu abschreckenden Hindernissen. Er wäre im Stand gewesen, nach der Zahl der Trittschritten zu fragen, die vom Waggon wohl auf den Nizzaer Bahnsteig hinunterführten, und sich im Voraus die Haltung seiner Füße zu überlegen. Suchte sein Denken sich Schwierigkeiten auf, als Zuflucht?

Jedenfalls war er so hingenommen von ihnen, daß er das Meer überhaupt nicht sah; und nicht früher, als man ihn hinter der Grenze zur Revision in den Gepäckwagen rief, rüttelte er sich auf und bemerkte wirklich den veränderten Charakter des Landes. Mit einem Mal sah er ein paar staubige Palmen und spürte die Wärme.

Was hatte er denn seit so vielen Stunden im Kopfe? Auch den Gouverneur ein wenig, ja. Nur dessen Person aber und seine Wohnung, nicht was er bei ihm wollte und sollte. Und an Lena hatte er sich ganz und gar nicht erinnert. Schwankend auf seinen Füßen, verwirrt, begab er sich in den Speisewagen hinüber. Die gemischte, angeregt lärmende Gesellschaft an den kleinen Tischen erschien ihm glänzend . . .

Dort, wo er Platz genommen hatte, befand sich noch ein französisches Paar: eine brünette junge Frau war da mit einem Teint von deliziöser Blässe und einem außerordentlich frischen, vollen Mund, der unaufhörlich sprach und lachte, und ein Herr in mittleren Jahren, der sehr nachsichtig und freundlich, mit einem etwas melancholischen Lächeln zuhörte. Die junge Dame war auch, ganz augenfällig, hingerissen von seiner Art, nahm in jedem Moment seine Hand und sah ihn verliebt an, was wiederum mit jenem charmanten und traurigen Lächeln beantwortet wurde.

Man passierte Villefranche. „Oh sieh,“ rief die junge Dame, „sieh, Kriegsschiffe, zwei . . .“

„Englische Kriegsschiffe sogar, Liebling,“ sagte ihr Gefährte und blickte unter seinen etwas schweren Lidern hervor auf die schwarzgestrichenen, riesigen Kästen, die in geringer Entfernung vom Lande ankerten. Dann kehrte er sich seiner kleinen Freundin wieder zu und sagte:

„Hier sollten wir einmal herüberfahren, wenn

du willst, nach Villefranche. Da wirst du etwas Merkwürdiges sehen. Schau einmal dorthin . . . so . . . hinter der weißen Villa hindurch. Siehst du das lange, niedrige Gebäude . . .“

„Ja, oh ja, jetzt sehe ich . . . Aber ist es nicht recht häßlich? Ist das ein Vergnügungslokal?“

„Nein, ein Aquarium ist es. Man sieht die herrlichsten Tiere: seltene Fische, Krebse, ungeheure Muscheln, Korallen, so wie sie aus der Meeres-tiefe kommen, es gibt da Tiere in allen Formen und in jeder Gestalt, absolut phantastisch. Du wirst einmal sehen, kleine Odette, mit was für Geschöpfen du eigentlich auf der Erde zusammenlebst . . .“

Nie, dachte Matthias, und die Gabel klirrte in seiner Hand, nie könnte ich den Gouverneur feindlich berühren, wenn er diesem Manne hier gleiche, aber das ist ja zum Glück unmöglich . . . Er begab sich in seine Abteilung zurück und erlebte die Einfahrt in den Nizzaer Bahnhof mit einer so gewaltig quälenden Unruhe, als müßte sich beim ersten Schritt auf diesem Boden bereits das Ganze entscheiden.

Doch alles vollzog sich einfach, glatt, ja unirdisch leicht, wie es Matthias scheinen wollte. Er fand das Verzeichnis, fand die Adresse noch auf dem Bahnhof selbst, im Warteraum, und zwar war es eine der ersten, die beim Aufblättern sein Blick traf; und gleich darauf folgte er einem schwarzbärtigen Dienstmann hinaus in den hellen und warmen Frühsnachmittag.

Aus irgend einem Grunde dachte er nicht daran, eine Droschke zu mieten, den fragenden Träger verstand er nicht in der Benommenheit, sondern ging weiter und nannte sein Hotel. So setzte sich der Mann von Neuem in Bewegung und schritt, die leuchtend gelbe Tasche über seine blaue Bluse geschwallt, Matthias voran durch das Menschengewühl der Avenue de la Gare.

Matthias blickte unverwandt auf diesen Rücken; auf diese flache, lange Tasche, — die einen zweiten Anzug aus dunklem Tuch enthielt, ferner seinen Frack und soviel Wäsche, daß es für einige Tage hinreichen konnte. Für wenige Tage . . . zwei Tage, wenn er es ordentlich bedachte . . . Und rechnete er denn damit, daß, was er vollbringen wollte, binnen zwei Tagen vollbracht sein würde?

Er zwang sich zur Überlegung. Zwei Tage . . . ja, mehr Zeit war nicht vonnöten. Eine Gelegenheit war auszukunden, nichts weiter. Und sodann: ein Ruck, ein Stoß. Das ist schnell getan . . .

„Das ist schnell getan,“ sprach er ganz laut und war stehen geblieben. Ein paar Leute sahen sich um nach ihm. Matthias raffte sich zusammen und folgte wieder, doch in völliger Entrücktheit, ohne seine Füße zu spüren, dem lasttragenden Führer. Es ging die Avenue vollends hinunter und über einen weiten, von farbigem Leben erfüllten Platz bis ans Meer. Dann waren nur ein paar Schritte noch zu tun, nach rechts hin, auf einer breiten, glänzenden Promenade.

Matthias stand in dem kleinen, hellen Raume, den man ihm nach der Promenade und dem Meer hinaus, jedoch im obersten Stockwerk zugewiesen hatte, und blickte auf den Nachmittagskorsò, der in der strahlenden Sonne vorbeizog. Seit seiner Ankunft vor Stunden hatte er das Zimmer noch nicht verlassen, und sogar nachdem seine Toilette beendigt war, kaum einen Schritt auf dem Teppich getan. Er hatte auch nicht geklingelt, so war er völlig allein geblieben, und es schien ihm, während er da am hohen schmalen Fenster stand, leicht angelehnt ans schmiedeeiserne Gitter, das bis zur Höhe seiner Hüften reichte, daß kein Mensch auf der Welt so allein und vergessen sein könne als er hier in dieser Hotelkammer. Und wenn er bis zum Abend so stünde, und die Nacht hindurch und wieder einen Tag und noch einen, niemand würde in diesem Wirtspalast kommen, um nach ihm zu sehen, und erst wenn die Rechnung fällig wäre, also nach einer Woche vielleicht, vielleicht erst nach einem Monat, würde man ihn suchen . . . Nichts würde sich verändern, nichts ihn antreiben, einen Schritt zu tun . . . seiner Tat entgegen.

Er sagte sich freilich, es sei nicht das erste Mal, daß er mit gewaltsamem Ruck unerträgliche Verhältnisse zerreiße und, ganz auf sich gestellt, in das Unbekannte und Einsame entlaufe. Aber damals, bei seiner Flucht aus dem Lehrershaus, waren doch

die Umstände anders gewesen als heute, da er ohne alle äußere Nötigung etwas so Ungeheueres, etwas so Phantastisches sich vorgesetzt hatte. Seine Gedanken schritten nach rückwärts. Sie gelangten zurück bis zu den Seinigen, aber ohne dort irgend einen Halt und Trost zu finden. Nicht mehr wirkende Wirklichkeit besaß für ihn die Heimat als jene flüchtige Vision von ihr im Frühschein der vorvergangenen Nacht . . .

Was ihn von den Seinen abtrennte, war Schuldbewußtsein. Er war einer Verbindung mit ihnen nicht mehr würdig, dies hatte sich ihm ein für allemal ins Herz geprägt, als er damals aus dem Schlafzimmer der Lehrersfrau in seine Dachkammer hinaufstieg. Wohl empfand er den Antrieß, sie teilnehmen zu lassen, als sodann jene Summe Geldes ihm in die Hand gegeben wurde. Aber dies Geld gehörte ihm nicht; er wagte weder vor Lena noch vor sich selbst, einen Teil davon abzutrennen. Und die Briefe, die er seinem ersten, nie beantworteten, folgen ließ, schrieb er in einem mechanischen Pflichtgefühl, ganz ohne Hoffnung. Alle blieben unerwidert.

Hier, ans Bitter gelehnt, gedachte er jenes letzten, der vor einigen Wochen zurückgekommen war, mit dem Vermerk, der Adressat sei verzogen. Matthias hätte sich bemühen, er hätte nachforschen können, aber dies schien ihm verboten. Der Vater war nicht nur „verzogen“, er hatte sich ihm, seinem Sohne, entzogen; dies war der letzte Grund der

Veränderung. Entscheidend waren sie getrennt, nichts vermochte ihn mehr dem Vater zu nähern, der so männlich, so vergnügt, so lebensstüchtig war. Matthias wußte ja nicht, in welchem eilendem Verfall diese Männlichkeit sich befand.

Susa und die Mutter? Es kam vor, daß seine Sehnsucht sich zu ihnen wandte, und immer war es dann, als trete in solchen Momenten etwas hervor, was insgeheim ohne Unterlaß wirkte; als habe er irgendwo, tief unten, auch nicht für einen Augenblick diese matten und dulddenden Frauen je vergessen, als sei sein ganzes Leben nichts als Fasten nach ihrer Art gewesen . . .

Welche Stunde jetzt, welche tief tatenlose Stunde! Nicht einmal seine Phantasie vermochte zuzupacken und das, was kommen sollte, ins Licht des Wahrscheinlichen zu ziehen. Während er noch immer stand und auf die leuchtend elegante Menge sah, die drunten langsam promenierte, erinnerte er sich an jenen Morgen auf dem Arbeitsamt, da ihm für den kommenden Tag Beschäftigung im Depot der Straßenbahnen zugesagt wurde. Die Aussicht erregte ihn damals, er verbrachte einen Teil der Nacht ohne Schlaf, weil es ihm unmöglich war, sich dies vorzustellen: das Depot, die farbigen Wagen mit den Riesennummern, leer und in Menge . . . sich selbst an Rädern scheuernd oder mit einem Lederlappen die Glocke blank reibend. Der Tag gerade fiel ihm ein . . .

Matthias zog seinen Dolch hervor, entblößte ihn

und ließ die krumme Klinge in der fröhlichen Sonne blitzen. Es half ihm zu nichts. An diese nahe Zukunft war nicht zu glauben, sie war zu erfüllen . . .

Und da, mit einem Blitzen, überkam Matthias, aber ganz flüchtig, ganz ahnungshaft, ein leichterer Aspekt des Lebens. War er denn nicht ganz frei noch und in keiner Weise zum Ungeheueren genötigt? Wohl . . . er hatte etwas davon an Lena geschrieben, aber würde Lena zu guter Letzt nicht am frohesten sein, wenn nichts geschähe? Und nahm man einen solchen Brief überhaupt wörtlich . . .

Er selbst aber, — nun, er saß hier an einem Freudenorte, mit recht viel Geld in der Tasche, frei, zu nichts verpflichtet, zu gar nichts, und jung. Wenn er jetzt seinen Hut aufsetzte, den hübschen Hut, und seinen Mantel über den Arm nahm, seinen hübschen Herbstmantel aus dunklem, leichtem Wollstoff, und hinunter ging und sich zwischen die Leute auf dem Sandwege mischte und gemächlich unter ihnen spazierte, — so war nichts geschehen, so war eben nur ein Gedanke verscheucht, und von ihm selber ganz allein hing es ab, daß auch ferner nichts, gar nichts zu geschehen brauchte . . .

Nicht das Edelste seines Herzens, was sich da nach oben kehrte! Aber der wunderliche arme Junge kostete vielleicht zum ersten Mal von dem tröstenden, trügenden, dem göttlichsten Gute, das dem Menschen zugeteilt ist: dem Bewußtsein der Freiheit.

Nicht für lange. Wenige Minuten später wußte er nichts mehr davon, und in völlig verändertem Zustand entschloß er sich endlich doch, sein Zimmer zu verlassen. Er sah, daß die Sonne sich dem Seespiegel näherte, ein düsterer Hauch, ein flüchtiger Schatten schien langsam die freudige Welt zu umnebeln. Matthias erblickte eine junge Dame, die ihre Pelzstola enger um den Hals nahm.

Ohne den Aufzug zu benützen, begab er sich hinunter in das Vestibül. Er ging schleppend, Stufe für Stufe — völlig wieder unter dem Gewicht seines Entschlusses, seines ungläubig gewählten, unwahrscheinlichen und notwendigen Schicksals. Merkte ihm niemand etwas an? Einem Stubenmädchen in schwarzem Kleide, das an ihm vorübersprang, wagte er nicht den Gruß zurückzugeben, aus Furcht, sie könnte seine Augen sehen.

Drei Stockwerke lagen hinter ihm, und er hatte, nach dem letzten Treppenabsatz, das prunkvolle und weite Vestibül unter sich, worin fröhlich gekleidete Herrschaften und die galonierten Diener des Hauses sich durcheinander bewegten. Matthias zauderte einen Augenblick und schritt dann auf dem dicken roten Läufer weiter hinab. Wie er bei den letzten Stufen angelangt war, hörte er eine klingende Frauenstimme sagen:

„Ah, vous voilà! Bon jour Kiprjanoff!“
Dies Begebnis, — daß ihm bei seinem ersten

Schritt unter Menschen wie der Klang eines Schicksalshorns der Name des Feindes ans Ohr schlug, überwältigte Matthias. Es war, genau angesehen, kein Wunder hier im Hotel . . . aber er vermochte nichts genau anzusehen. Er hörte auch nichts mehr, er stand im Brausen; er schloß die Augen, ohne recht noch die Gruppe erkannt zu haben, aus der jene Begrüßung gekommen war. Er wankte ein wenig, seine Hand griff nach der samtbespannten Rampe des Geländers.

Aber dann ermannte er sich . . . Nur um diese vier Leute, die ihm zunächst waren, konnte es sich gehandelt haben, er erkannte es jetzt. Wie auf Wolken schien er sich selbst zu wandeln, während er der kleinen Gesellschaft durch das Hotelportal über den Fahrdamm der Promenade und weiter auf dem Gehweg der anderen Seite folgte.

Sie taten nur die wenigen Schritte bis hin zu einem ins Meer hinausgestellten Rundgebäude, vor dem sich Wagen und Spaziergänger stauten. Matthias wollte nach ihrem Beispiel ohne Weiteres eintreten, man hielt ihn zurück und wies ihn zum Schalter.

An der Garderobe traf er mit ihnen zusammen. Seine Blicke zögerten nicht, ihre Wahl zu treffen. Das also war er! So sah das Schicksal aus. Es konnte keinen Zweifel geben.

Kiprjanoff war ein untergesetzter, dunkelhäutiger Mann von wenig mehr als vierzig Jahren, mit kurzgehaltenem, graufädig dunklem Vollbart, einer

Nase, die leicht nach oben gebogen war und die dennoch gewalttätig aussah, mit dichten schwarzen Brauen über kleinen Augen. Matthias ließ, während er auf seine Kleidermarke wartete, von unten nach oben den Blick über dieses Gesicht gehen und ihm war, als hätte er es immer gekannt. Es erleichterte ihn sehr, den Gewalthaber ganz so zu finden, wie sein Abscheu sich ihn gemalt, wie er ihn gewollt hatte . . . Gut, daß es sich nicht um einen der beiden Anderen handelte, nicht um den ältern Herrn, dem graue Favoris ein leidendes, bleiches Gesicht einrahmten, noch um jenen Aristokraten, der seitlich beim Spiegel stand und sich neckend mit der Dame unterhielt, die vor dem Glas mit einer winzigen Puderquaste hantierte.

Bald war sie bereit, — hatte sie doch kein Derangement, nur einen Weg von zwei Minuten hinter sich, — sie legte die Quaste in ihren kleinen, goldenen Behälter zurück, und alle schickten sich an, die Treppe emporzusteigen.

Kiprjanoff ging als Letzter. Und da beobachtete Matthias eine Szene, die ihn entsetzte — und ihm willkommen war. Am inneren Eingang nämlich war ein junger Diener aufgestellt, eine Art Page in blauem Frack mit Silberknöpfen, vierzehn Jahre alt vielleicht, ein schlankes blaßes Kerlchen, dessen Amt es war, vor den Ankommenden mit einer tiefen Verbeugung die gläserne Flügeltür zu öffnen. Diesmal irrte er sich, er ließ nach der Frau nur zwei der Herren passieren und bildete sich ein, es

käme nun niemand mehr. Er schaute die Treppe empor gegen den Saal hin, aus dem zarte Geigenmusik drang; vielleicht, daß er der schönen Dame einen Blick nachsandte. Plötzlich aber bekam er von der Seite her einen fürchterlichen Stoß, um ein Haar wäre er gestürzt. . . Kiprjanoff sah den Pagen nicht an bei dieser Behandlung, er gab auch weiter kein Zeichen des Mißmutes über die Unaufmerksamkeit, er stapfte mit seinem schweren, gedrungenen Leibe nur gleichsam über den Pagen hinweg, durch den Pagen hindurch, und notwendiger Weise ergab sich ein Stoß dabei. War da irgend etwas zu tadeln? Gemächlich stieg der General den Anderen nach die Stufen hinauf, der süßen Geigenmusik entgegen, und der junge Diener, etwas blasser noch als vorher, stellte sich eilig zu recht, denn es kamen neue Gäste.

Matthias aber, empört und befreit, sah sich inmitten seiner Aufgabe. Wohl, so war er, dieser Kiprjanoff, so wie er sich eben bewiesen hatte; und schlimm für ihn, daß er sich so bewies! So war er, den Matthias suchte, und den er gründlich treffen wollte! . . . Blitzschnell erinnerte er sich an gewisse Dinge, die Notowitsch in Lenas Besuchszimmer erzählt hatte. „Und wenn so ein Jude daher kommt auf dem Trottoir,“ sagte Notowitsch, „und er weicht nicht schnell genug aus, hüllt, gibt ihm so ein Herr einen Stoß, daß er auf die Seite fliegt, er und sein Korb, wenn er einen trägt. . .“ Matthias war daran, mit dem Pagen zu

reden, aber der stand in seinen Berrichtungen, als wisse er von nichts mehr. Wichtiger auch war es, ihn zu rächen, auch ihn. Matthias schritt eilig empor.

Betäubt blickte er sich um in dem riesigen, wimmelnden Raum. Das Orchester, das berühmte Teeorchester des Palais de la Jetée schloß gerade sein Vortragsstück mit einem brausenden Akkord, und ein Gesumme von tausend Stimmen, vermischt mit dem Klingeln der Silberstücke, hüllte Matthias in einen entrückenden Nebel.

Er hatte die Gesellschaft aus den Augen verloren und begann einen Rundgang. An einem der Tische, an denen „Boule“ gespielt wird, blieb er stehen und sah mit Verwunderung auf die flinken kleinen Croupiers, die das Geld austeilten und zusammenrafften. Ein weißhaariger Engländer sagte mit sonderbarer Aussprache zu seiner Begleiterin: „Mais c'est du vol organisé!“ Matthias dachte ernst: Ah, dies ist organisierter Diebstahl . . . Die Menschen stießen sich und drängten sich um ihn her.

An einem solchen Spieltisch muß es geschehen, sagte Matthias zu sich selber, hier wird es leicht sein. Und er spielt sicherlich. Ja, Lena hat es gesagt . . .

Er machte sich los, erblickte die russische Gruppe im Mittelbau der Halle und nahm in der Nähe Platz. Die Musik setzte mit einer freudigen Marschmelodie wieder ein, die Violinen brausten silbern. In dem köstlichen Lärm wagte Matthias jene Tischrunde freier zu betrachten.

Der Gouverneur selbst, Kiprjanoff, wandte ihm den Rücken. Der ältere Herr mit dem bleiernen Teint und den Favoris lehnte mit halb geöffneten Lippen in seinem Korbstuhl und lauschte wahrscheinlich der Musik, während seine rechte Hand leise und rhythmisch im Teeglas rührte. Der Aristokrat jedoch unterhielt sich fröhlich mit der schönen Frau.

Denn sie war sehr schön, Matthias sah es jetzt. Was zuerst, zumeist an ihr auffiel, waren die perlmutterglänzenden, dunkelgrauen Augen, die, nach den Schläfen hin mit sanften Schatten gemalt und verlängert, das Gesicht ganz beherrschten. Ihr rötlich schimmerndes Haar kam unter dem schwarzen Spitzenkäppchen, das sie als Hut trug, in feinen Stirnfäden zum Vorschein. Die Stirn erschien schmal und leicht gewölbt, die Wangen vom Puder bereift, den eine Farbe gesunden Lebens durchschimmerte. Der Mund war köstlich: ein wenig breit, aber sehr fein gezeichnet, üppig und klug, veränderte er im Lachen und Gespräch jeden Augenblick seinen Ausdruck. Das Antlitz dieser vielleicht dreißigjährigen Frau, das sich von einem vollen, doch makellos jugendlichen Halse aufhob, konnte Anbetung zugleich und Begierde eingeben.

Matthias hörte während eines Piano, welche Anrede ihr Partner, dieser schmale, gepflegte Herr ihr gab: *Princesse*.

Matthias wunderte sich nicht, angesichts der Art,

wie er die Beiden sich miteinander betragen sah. Eines Abends, nach einer Festvorstellung in der königlichen Oper, hatte er mit Frau Gontard ein Hotel aufgesucht, dessen Speisehalle fast ganz vom höfischen Theaterpublikum besetzt war. Ein Tisch mit Hofdamen war ihm in dauerndem Gedächtnis geblieben, die angemessen voneinander entfernt auf den kleinen Stühlen sehr aufrecht saßen, sich im Gespräch blumenhast zueinander neigten und auf eine besondere, unbeschreiblich zurückhaltende Weise ihre Fächer bewegten . . . Dies hier war freier, heiterer, weniger zeremoniös, aber Matthias meinte dennoch, die gleiche Luft zu atmen. Er bewunderte den schmalen; rasierten Herrn, der in seinen Frauenhänden ein Biskuit zerbrach und so anmutig die Stirn zur Fürstin neigte; sie antwortete mit einem leisen, klingenden Lachen auf einen ohne Zweifel vortrefflichen Scherz. Wer mochte sie sein? Nun, es ging Matthias wenig an. Die Hand freilich, die sich gegen solche Menschen bewaffnet erhöhe, mußte erstarren . . . Aber es handelte sich nicht um sie.

Und Matthias' Blick glitt von Neuem zu dem brutalen, breiten Rücken, zu dem roten, fetten Hals des Generals, die ihm zugekehrt waren. Alle Energie kam ihm zurück. Dieser hier, wahrhaftig, war kein Mensch einer höheren Ordnung, war ein verächtlicher und böser Hund, den niederzustoßen ein Leichtes sein mußte. Und es regte sich in Matthias, wie er auf die feinsten Falten des Nackens blickte, mächtig

ein Verlangen nach körperlicher Gewalttat . . . Ja, es mußte schön sein, es mußte wohlthun, dieses Tier zu fällen. Ein Dolchstoß für den da war eine leichte Sache, und hier bedeutete sie so viel. Mit so Geringem sich einen Platz im Leben erkaufen zu können, auch wenn es dann hieß das Leben so gleich verlassen, dies war ein guter, ein tröstlicher Gedanke . . .

Matthias' Hand strich leis über eine gewisse Stelle seiner Brust. In unwillkürlicher Scheu sah er dabei um sich und begegnete den Augen der Fürstin. Mit einem heftigen, ganz unverhüllt verlangenden Blick versenkten sich ihre Augen in die seinen . . .

Er zwang sich zu glauben, daß er sich täusche. Nicht lange aber: sie war beharrlich. Matthias wußte sich auf seinem Stuhle nicht mehr zu behaupten. In äußerster Verwirrung erhob er sich und ging davon.

Frische, doch milde Abendluft schlug ihm entgegen durch die Thür, die der mißhandelte Page ihm offen hielt. Die Musik, die soeben wieder einsetzte, sandte ihm den Schall eines heftigen Akkordes nach.

Im Vorübergehen hatte Matthias einen Blick in den Speisesaal des Hotels getan, und ohne daß er es wußte, war er von dem prächtigen weiten Raum, der verlassen dalag, eingeschüchtert worden.

Er ging zum Diner nicht hinunter, sondern ließ sich in seinem Zimmer die lange Speisenfolge auftragen, die er ohne Appetit, eigentlich aus Gehorsam gegen den Kellner, absolvierte. Unsicher den Bräuchen gegenüber hatte er sich eine Flasche Wein bestellt, und auch diesem Wein sprach er zu in seiner Verlegenheit. Zufällig war er an einen starken und sprühenden Mont-Rachet geraten und fühlte sich nach den zwei oder drei Gläsern befreit und wohl aufgelegt, den Frack anzutun und sich unter Menschen zu wagen.

Die glänzende Halle war belebt von plaudernden Gruppen im Abendanzug. Man saß in den schweren Fauteuils oder stand zwischen den Palmen umher. Schwirrendes Gespräch und Lachen war hörbar. Nach der Promenade hinaus verschwanden einzelne Paare, mit einem Scherzwort oder einem Gruß an behaglich Zurückbleibende. Spätlinge kamen aus dem Speiseraum. Von einer kleinen Galerie im Hintergrunde ließ sich, auch hier, ein Orchester hören, aber es war nicht immer möglich, in dem eleganten Lärm seine Darbietungen zu unterscheiden. Matthias erfaßte mit dem ersten Blick unter einer Pflanzengruppe die russischen Herrschaften. Die Frau saß ihm voll zugekehrt. Der Schein eines rot beschirmten Tischlämpchens beleuchtete und tönte ihr Gesicht. Sie war herrlich.

Matthias fühlte sich wohl. Seine Mission stand irgendwo im Dunkeln hinter ihm. Er unternahm etwas, was er am Nachmittag gewiß nicht gewagt

hätte. „Hören Sie,“ sagte er zu dem bärtigen Portier, der neben ihm beim Treppenaufgang sich hielt, und er bemerkte, daß er auch mit einer neuen Leichtigkeit Französisch sprach, „wer ist diese Dame, dort in Gesellschaft von General Kiprjanoff?“

„Die Fürstin Lanskoj, Herr,“ antwortete der Mann ohne erst hinzusehen, „aus Petersburg. Der Herr mit dem hellen Bart ist der Fürst.“

„Ah,“ sagte Matthias, „Lanskoj.“ Und weil er das Gespräch nicht unhöflich abreißen mochte, fügte er hinzu: „Und wer ist dieser schlanke, rasierte Herr, der immer mit ihnen ist, — auch ein Russe, nicht?“

Der Portier änderte vorsichtig die Richtung seines Blickes, dann sagte er mit Erstaunen im Ton:

„Aber das ist Herr Kiprjanoff. Sie nannten ihn doch eben selbst . . .“

„Ah . . .“ stammelte Matthias, und seine Hand tastete nach einer Stütze, „ich glaubte, jener schwarzbärtige Herr dort sei der General, der neben ihm . . . Wer ist denn nun das . . .?“

„Ein gewisser Herr Besborodko,“ erwiderte der Portier und entfernte sich ohne weitere Förmlichkeit. Auch Matthias verließ seinen Platz, trat unter das Portal und atmete die weiche, noch immer warme Nachtluft. Es fuhren weniger Wagen, er hörte das Meer. Matthias zog eine Cigarette hervor, weil er vorbeigehende Herren rauchen sah, doch er vergaß anzuzünden. Langsam kam er zu sich . . .

Hiermit also, mit dieser Enthüllung, hieß es sich nun abfinden. Alles war verändert. Zum ersten Mal stand in Wahrheit, stand in ihrem vollen Ernst seine Aufgabe vor ihm. Noch hatte er nicht an sie geglaubt, noch hatte er ihr nicht ins Gesicht gesehen . . .

Nein, nicht darum handelte es sich, einer widerlich grobschlächtigen Bestie, deren Art nach der Austilgung schrie, den Stahl in ihren gemeinen Rücken zu stoßen; so billig wurde nichts Großes gewirkt, so billig rechtfertigte sich auch ein Leben nicht. Ganz Anderes stand bevor, Schweres, ja Ungeheures. Das Nächste aber mußte sein, den Feind zu sichten, zu erkennen, — noch nicht das Eisen, aber das Herz zu ihm aufzuheben. Es wurde Ernst.

Und nach einigen Schritten, mit denen er sich indes nicht vom Portale entfernte, kehrte Matthias in das Innere des schicksalträchtigen Hauses zurück.

Die Lorgnetten hoben sich gegen sein Gesicht, wie er gegen die russische Gruppe hinschritt. Man fand ihn schön und sagte es. Ihm aber war, als werde er schon von der Türe an nicht durch eine Pflicht nur, nein von körperlicher Gewalt geradeaus geleitet. Er schritt mit schüchtern unbewegten Schultern und Armen, blassen Gesichts.

Die Fürstin Lanskoj hob kein Glas, ihre perlmutternen Augen saugten Matthias her durch die erleuchtete Halle . . .

Wie er dann dasaß, kam es ihm vor, als habe

er gleiche Augenblicke schon einmal durchlebt. Doch auf so verschlungenen und dunklen Wegen irrte sein Geist, daß er sich nicht zu sagen vermochte, am gleichen Nachmittag sei das gewesen. Welche Spanne war denn seit seiner Ankunft vergangen? Keinen Zeitablauf gab es mehr, nur noch einen Wirbel, der ihn rasend stets wieder zur gleichen Stelle trieb, der aber mit seiner Gewalt, — und dies war zu ersehnen — endlich den Treibenden an seinem festen Mittelpunkt zerschmettern mußte.

Das Gespräch drüben war nun am Abend lebhafter und allgemeiner, ja es wurde auf Augenblicke lärmend.

Hestig bewegte sich Besborodko auf seinem Stuhle hin und her, ließ seine Ringe blitzen und lachte dröhnend. Matthias stellte flüchtig fest, was festzustellen nun leicht war: daß er sich in diesem Gesicht törricht gefirrt habe. Es war eher kindisch und ungeformt als bössartig. Und die Episode mit dem Pagen, — sie war Rußland, häßlichstes Rußland freilich, aber nicht wert, rächenden Zorn aufzuhalten und zu zersplittern. Mochte er drüben in Sicherheit den Wigbold spielen, der Tölpel.

Denn Besborodko erzählte ganz offenbar viele und kräftige Späße, über die der alte Fürst — Matthias nannte ihn alt, obwohl der kränkliche Edelmann vielleicht noch nicht hoch in den Vierzigern stand — mit schwachem, seufzendem Tone lachte. Seine Favoris, die eigentlich nicht grau waren, nur farblos blond, zitterten unaufhörlich.

Aber Kiprjanoff sekundierte den Späßen mit hoher, höflicher, ein wenig näselnder Stimme; in raschem Französisch führte er weiter, was der Schwarzbärtige vorbrachte, oder kommentierte es oder tat es ab. Matthias vermochte nicht zu folgen. Aber so angespannt beobachteten seine Sinne den Feind, daß die Klangbiegungen ihm die Natur der Repliken verrieten.

Nun sah er es freilich: dies war der Feind. Unglaublich stumpf oder im Geheimen feige hatte er sein müssen, um den Andern, diesen armseligen Schlächterburschen, für das Ziel zu nehmen. Nur ein Mal hätte er ja ein entschlossen waches Auge auf den Vornehmen und Gefährlichen zu wenden brauchen, auf den es nun galt, zu blicken — und mehr als zu blicken.

Der General wandte im Gespräch, ohne die Haltung seiner Schultern zu verändern, den Kopf nach rechts und nach links, mit gefälliger Eile, ohne Hast. So sah ihn Matthias endlich ganz und vermochte ihn zu studieren.

Angstvolles, entmutigendes Studium... Matthias fühlte nach der Waffe, die er nicht gewagt hatte, auf seinem Zimmer zu lassen. Ja, sie war wirklich vorhanden, die Waffe, und scharf geschliffen, aber würde er sie jemals brauchen können, war der letzte Entschluß, war die Geste dazu nicht unmöglich, ein Hirngespinnst?

Die Erscheinung dieses schlanken Mannes im Smokinganzug entrückte sich Matthias. Der Ge-

neral wurde mehr für ihn als ein Mensch, der da im Vestibül ein paar Schritte entfernt saß. Er war ja auch mehr, er war ja alles, wovor sich Matthias seit so langer Zeit gebeugt, was sein Blut überlegungslos verehrt hatte. Denn sonst wäre es ja in Wahrheit möglich gewesen, nun aufzustehen, hinzutreten und dem General das Eisen seitlich unter die Schulter zu stoßen, dorthin, wo sich der matte Stoff des Anzugs so straff und aufreizend spannte . . .

Aber wären auch alle Hemmnisse überwunden gewesen, das Eisen wäre machtlos abgeglitten. Dieser Mann saß dort wie in einem Panzer. Nein, man stand nicht auf als ein Knecht und fielte, so wie man ein andres Geschäft tut, einen der Ausgewählten, einen Herrn.

Es genügte auch nicht, um Entschluß und Kraft zu gewinnen, daß sich Matthias vor Augen hielt, wer ihm gegenüber saß. Ein Verworfenener freilich. Kein Zweifel jetzt, daß Notowitschs entsetzliche Geschichte aus dem Kadettenkorps ihre Wahrheit hatte. Sie lag in der Natur dieses Menschen, und es lag auch in seiner Natur, die Juden seines Gouvernements ausgeraubern und hinhorden zu lassen, — nicht aus Verwaltungspolitik, Lena wußte es ja, sondern aus wahnsinniger Verachtung der Menschen, aus Herrscherwollust . . .

Kiprjanoff kehrte das schmale Haupt hierhin und dorthin und Matthias sah, wie durch seine dünnen, an der Wurzel ganz angewachsenen Ohren das

Licht schimmerte. Er sah seine Nase, eine unmenschlich schmale Nase, die an den Seiten so zusammengedrückt war, daß es unverständlich erschien, wie er durch sie atmen konnte. Aber das Seltsamste, äußerst seltsam waren seine Augen . . .

Kiprjanoffs Augen, von keinen Brauen überdacht, waren hellblau, eigentlich wasserblau. Aber wenn beim Hin- und Herwenden das Licht sie seitlich traf, so glänzten sie mit einem rötlichen Scheine auf und waren auf eine Weise transparent, wie es Matthias glaubte nur an Tieren gesehen zu haben. Er erinnerte sich an einen Abend in der Kleinstadt, da er mit Wächter ein wenig spazieren gegangen war: der lief zur Seite voraus, und wenn er unter einer der Straßenlaternen vorbeikam, so schimmerten seine Augen in solcher Weise — Wächters gute Augen. Bei einem Menschen aber bedeutete das nichts Gutes, dies stand fest.

Matthias vermied es beharrlich, die Fürstin anzusehen, von der er spürte, daß sie ihn beobachte, von der er mit jeder Faser wußte, daß sie dort neben dem Feinde saß. Langsam, gewaltig, zog sie ihn in ihren Kreis.

Dort saß sie neben dem unverwundbaren Feind, als Seinesgleichen. Mehr vielleicht als nur ihm gleich.

Das Bild von der Waldlichtung stieg in Matthias auf: die Jägerin neben dem Jäger und stärker als er. Ein Herr stand dort an der Lichtung neben ihr, deren achtlose Hände das zuckende Tier

hielten, er stand mit hängenden Armen, ängstlich, voll Scham, nicht viel anders denn ein gescholtener Schulknabe . . . Er haut die Leute jetzt, sagte Susa. Aber des Nachts lag er weinend vor dem Schlafzimmer seiner Frau. Aber er empörte sich nicht, wenn ein schlecht geschwallter Steigbügel ihm scharf ins Gesicht flog . . . Matthias sah die Gräfin, wie sie bei jenem Besuch im Sterbehaufe plötzlich genug hatte und davonging, ohne zu fragen, ohne sich umzublicken; der Herr aber folgte.

Holde, hohe Nacht. Gegen einen hochgeborenen Bösen die bewehrte Hand zu erheben, das war nicht Sache eines Dienenden. Das war die Sache eines Weibes von gleicher Blutsart, dem Jener unterlag — als einem Weibe. Süße, äußerste Macht! In ihrer Hand freilich würde das Eisen nicht abgleiten . . .

Lachen, Brausen und Musik war um Matthias. Sein Blut gebar Bilder und Ahnungen, denen sein knabenhaftes Denken nicht Stand hielt, die ihn mit ihrer dunklen und unheimlichen Fülle überwältigten. Die Vernunft wich ihm, wie ein Reifen aus allzuweichem Metall . . .

Er richtete sich empor, von einer lustigen, unwiderstehlichen Gewalt fühlte er sich emporgezogen. Er fand den Blick der Fürstin Lanskoj auf sich gerichtet, saugend und fest, mit äußerster Entschiedenheit. Nun erst mußte er sie sehen und sah sie.

Die schöne Frau hatte sich schwarz gekleidet, in ein Gewand aus glatter Seide, aus dem ihr Fleisch

leuchtete. Der Hals war nackt bis herab zum An-
satz der Brüste, die Arme waren nackt, und wie
sie die Hand zum Munde führte, um aus ihrer
Cigarette einen Zug zu tun, erschimerte goldener
Flaum unter ihrer Achsel. Frei und hoch thronte
ihr helles Haupt. Ihre Lippen erschienen heraus-
fordernd rot, ihre Brauen stärker nachgezogen als
am Tage, und über seidig vorgekämmten, rötlichen
Haaren trug ihre Stirn ein Diadem: ein stählern
schwarzstrahlendes Band geschliffener Steine, in
dessen Mitte eine große dunkle Perle dämmerte.
Perlen ähnlicher Gattung, von nur wenig hellerem
Grau, schlossen ihren Ohrschmuck ab, der, schwer
und kompliziert gearbeitet, bis tief über ihre Wangen
reichte. So saß sie und blickte Matthias fordernd
in die hingeebenen Augen . . .

Aber damit nicht irgend ein Zweifel mehr in ihm
möglich bleibe, wies sie, ohne die Haltung zu ver-
ändern, mit den Augen erst auf ihren Gatten, dann
auf den Gouverneur, mit wegwerfendem, ja offen-
kundig verächtlichem Ausdruck — einem Ausdruck,
der besagte: diese sind mir nichts, du aber und ich,
wir gehören zusammen. Gleich darauf wandte sie
sich mit völlig gesammelter Miene an Kiprjanoff . . .

Matthias, da er sich losgelassen fühlte, sank wie
entkräftet zusammen. Er begann ratlos in seinem
kalt gewordenen Tranke zu rühren und beugte sich
tiefer über das Tischchen. Plötzlich fühlte er einen
heftigen Schmerz an der ungefähren Stelle seines
Herzens. Der Dolch mußte die schlecht passende

Hülle durchstoßen haben, und seine Spitze bohrte sich in das Seidenfutter des Rockes, in die Höhlung zwischen zwei Rippen.

Wie Matthias in die Höhe zuckte, wartete schon ihr Blick. Einen Moment lang hielt sie seine Augen fest, winkte dann mit einer kleinen Bewegung nach der Seite hin, dem Treppenaufgang zu, senkte die Lider mit Nachdruck und öffnete sie wieder, bedeutungsvoll.

Sie gab ihm Zeichen, kein Zweifel war mehr denkbar. So verkehrte sich in dieser Minute sein Leben. . . Und schon sah Matthias sie mit farbiger beringter Hand eine Geste nach der Schläfe tun, als erinnere sie sich an etwas Versäumtes. . . Die Herren kehrten sich ihr mit liebenswürdiger Frage zu. Sie antwortete, erhob sich und schritt langsam, sacht rauschend, durch die leerer gewordene Halle zum Aufzug. Mit tiefer Verbeugung ließ der betretene Diener sie vorangehen, er folgte, schloß die Schiebetür, und im milchgläsernen Gehäuse, das aufschwebte, sah Matthias ihr dunkles Kleid undeutlich schimmern.

Mechanisch erhob er sich, gelangte auf einem kleinen Umweg zur Treppe und begann sie zu ersteigen. Sein Herz schlug dumpf und rasend; dennoch brachten seine Füße so leicht die Stufen hinter sich, als würde er, enthoben eigener Mühe, empor geleitet, empor gezogen.

Schon glitt ihm zur Seite der Aufzug wieder herab. Die Treppen des Angestellten blitzten ein

wenig durch das matte Glas. Matthias erreichte das Zwischengeschoss, der niedrige Gang war leer; im ersten Stockwerk aber sah er sie warten.

Sie hielt sich zur Seite, — einige Schritte von der Treppe und dem Aufzug entfernt stand sie auf dem roten Teppich des Korridors, in der vorge-täuschten Stellung eines Menschen, der, sich besinnend, eben Halt macht. Ihre Vorsicht schien überflüssig, niemand zeigte sich . . .

Matthias, ganz nahe an der Wand sich haltend, ging auf die Fürstin zu. Sie kam ihm entgegen, kam an ihm vorüber und sagte mit ganz tonloser, ganz ausgelöschter Stimme: „Zwei Uhr heute Nacht, Zimmer vierzehn, Nummer vierzehn. Gehen Sie fort.“

Aber hingenommen wußte er sich aus ihrer Atmosphäre nicht zu trennen, meinte vielleicht auch, so ohne ein Wort sich nicht trennen zu dürfen, verwirrt schickte er sich an, ihr zu folgen. Da strich sie ihm rasch, ganz flüchtig, mit ihrer dustenden Hand über Augen und Lippen, schritt rauschend aus, überquerte den freien Raum vor der Treppe und ging auf der andern Seite tiefer in den Korridor hinein.

Matthias war, beinahe ohne es zu wissen, ins Freie gelangt und eilte am Meere hin. Es war eine außerordentlich milde Nacht, mondlos, aber

alle Sterne schienen. Auf der Promenade des Anglais war fast niemand mehr. Dort wo die großen Gasthofsbauten ein Ende nehmen, begegnete Matthias zwei Herren, die sich in deutscher Sprache unterhielten.

„Schön hier, in der Nacht,“ sagte der eine von ihnen.

Der andere erwiderte wegwerfend: „Da sollten Sie in Colombo die Gallface-Promenade sehen...“

Dann kam niemand mehr. Schon dunkel lagen rechts die weißen Villen in ihren schönen Gärten. Das Meer rauschte mild. Es wäre prächtig gewesen, hier irgendwo auf einer Bank zu rasten, aber Matthias vermochte sich nicht Einhalt zu tun...

Nun war also das Wunder geschehen. Nun war alles entschieden, und auf eine unvergleichlich leichte, lichte, göttliche Art. Nun war seine Tat so gewiß, als hätte er sie schon vollführt; er aber durfte, dank einer unendlichen Gnade, diesen Zustand auf Stunden noch genießen, — während nachher, wenn in der Wirklichkeit der letzte Schritt getan sein würde, mancherlei Widriges ihm die Freude des Freiseins, des Wertseins stören mußte...

Aber geschehen würde es, geschehen war es. Ihm wurde die Hand geleitet, nicht er selber führte den Streich, er war nur ein Werkzeug, doch ein notwendiges, — und so rechtfertigte sich endlich sein Leben. Was er an diesem Abend dunkel erkannt hatte, nun bestätigte es sich: es war das Amt einer Frau von hoher

Artung, unter Ihresgleichen Rache zu üben. Er war nur der beseligte Knecht, der ihren Willen vollführte . . .

Ihr Wille, um den sie niemals wissen sollte. Denn er selber würde ja schweigen. Schweigen, und aus der Umarmung dieser königlichen Frau die Kraft zur That schöpfen, zur Auflehnung, die dem Niederen versagt war. Welch ein Wunder, daß ihm dies gerade heute widerfuhr! Unter Hunderttausenden war er ein Erwählter. Ohnmächtig hatte er sich geämt vor bösem Herrenthum, er war verzweifelt an seiner Sendung, — da winkte ihm die Fürstin.

Die Fürstin . . . Die unbedingte Demut, mit der Matthias das Geschehnis dieses Abends aufnahm, konnte gewiß ein Zeichen dafür heißen, daß sein Herz nicht von der gewöhnlichen Art war. Der Gedanke: sie wählt mich, sie, eine so hoch geborene und eine so schöne Frau, ich muß also wohl meine Vorzüge haben, — der Gedanke streifte ihn nicht einmal. Es handelte sich um Ernsteres, wahrhaftig, als um gewinnende Eigenschaften und um ein Vergnügen. Seine Person war wenig in Frage . . .

Vielleicht glaubte Matthias im Grunde gar nicht, daß ihm selbst im eigentlichen Sinn von dieser leuchtenden Dame Aufmerksamkeit zuteil geworden sei. Nicht ihm, nicht seinem eigentlichen und bleibenden Wesen . . . Wenn er, Matthias, heute für einige Stunden sich so darstellte, daß ihn diese Prinzessin erwählen konnte, — morgen schon wäre

das unmöglich gewesen. Eine Schicksalsstunde sollte sich erfüllen. Ihm wurde die Hand geführt, dies allein war es . . .

Matthias gelangte weit hinaus, immer auf seinem bequemen Weg überm Meere. Raum gab es mehr Häuser. Die wintergrünen Gärten lagen schwarz und massig im leichten Sternenlicht. Und auch vom Wasser her schien ein wenig Helle zu kommen. Welch sanfte, streichelnde Nachtluft! Matthias trug den Hut in der Hand und den Mantel offen über seinem Frackanzug. Ihm war heiß geworden beim raschen Gehen.

Er sah zur Rechten einen häßlichen, dichten Bretterzaun. Es war der Zaun, der hier vor der Stadt die Anlagen der Straußensfarm umschließt. Matthias kehrte ihm den Rücken und nahm Platz auf einer der bequemen Bänke, die dem Meere zugewendet stehen.

Sein Zustand war seltsam, zwischen Exaltation und Ermüdung. Es arbeitete in ihm, aber nicht Gedanken und Entschlüsse stiegen auf, sondern leichte Blasen, farbige vergängliche Bildnisse, die sogleich in ihren Schaum zurücksaßen. Matthias sah Gesichter, und während er sie sah, veränderten sie sich. Sie zergingen vor einander, die Züge des einen traten aus dem andern hervor, und alle bildeten doch eine Einheit, eine schöne, gefährliche Einheit.

Aus dem Antlitz der Fürstin schaute Lenas Antlitz, wie es von einem gewaltsamen Tode die Nachricht einsog, und schon zerteilte es sich und die Guts-

herrin schaute aus strengen und bösen Augen. Arme legten sich um Matthias, Hände faßten um seine Seiten, und er wußte diese Hände zu unterscheiden, obgleich viele Paare nach ihm griffen . . . Eines, er wußte es, gehörte dem großen Mädchen, das ihn, an jenem Hochzeitsabend, im Bretterverschlag sich genommen hatte. Dies wick und zwei Hände, die er noch niemals gespürt, die er noch kaum gesehen hatte, griffen nach ihm, hielten ihn, hoben ihn hoch empor . . . Höher und höher stieg er in ihnen, bis er einem Riesen an die Brust reichte, zu dessen Füßen er gewesen war. Sie hoben ihn so hoch, sie hielten ihn so fest, daß er zu zielen, daß er zuzustoßen vermochte . . .

Er fuhr auf. Undeutlich war es ihm, als habe ein dumpfer Schrei, ein Knarren und Kreischen sein Ohr getroffen, ein fremder, niemals gehörter Laut. Er wußte nicht, an welchem Orte er sich befand . . . Und der Schrei kam wieder. Matthias vernahm ihn mit schauernder Verwunderung: es war ein tiefer, schluchzender, klagender Ton, eines wunden Menschen Stimme, vielleicht eines Nachttiers Stimme . . .

Matthias rief, aber es kam keine Antwort von den großen Vögeln. Angestrengt las er vom Zifferblatt seiner Uhr im Finstern die Stunde und schlug mit Eile den Rückweg ein.

Mit der Sicherheit eines Schlafwandlers suchte er das Zimmer. Er begab sich ja zu mehr als zu einer galanten Zusammenkunft, — unwahrscheinlich, daß ihn etwas sollte hindern dürfen.

Die Thür war angelehnt, rötlicher Lichtschein drang heraus. Matthias öffnete halbweit und trat ein. Aus einem Armstuhl vor dem dreiteiligen Toilettentisch erhob sich die Frau und ging ihm lächelnd, groß im fließenden Gewande, durch das erleuchtete Zimmer entgegen. Matthias blieb stehen und sah sie nahekommen. Sie hob, ohne zu sprechen, die Arme, von deren strahlender Weiße die weiten Ärmel zurückfielen, und hüllte Matthias in ihre duftende Wärme ein.

Das Gesicht der Fürstin war über dem seinen, sie neigte sich über ihn herab und öffnete seinen Mund mit ihren Lippen. Sie küßte lange, tief und mit Durst.

„Oh . . .“ Sie richtete sich empor, mit einem Laut wie Verschmachtende nach dem Trunk. Sie nahm Matthias sanft bei beiden Armen, hielt ihn ein wenig von sich ab, betrachtete ihn lange und nickte endlich wissend mit dem schönen Frauenhaupte.

Matthias sprach ernst: „Ich bin sehr glücklich, Fürstin, daß ich habe kommen dürfen.“

Sie lachte offenherzig: „Das glaube ich Ihnen, mein Junge . . .“

Sie war jetzt, in ihrem ganz losen, ganz dünnen Gewand aus lachsroter Seide, vielleicht noch schöner als am Tage. Aller Schmuck war abgelegt, selbst die Ohrgehänge, und sie wirkte außerordentlich nackt. Matthias wandte die Augen von ihr fort, mit einem Herzklopfen, das nicht der Bewunderung und dem Verlangen, sondern einer unbestimmten Angst entstammte . . .

Dank einer wohl zufälligen Übereinstimmung herrschte in dem großen Zimmer die Farbe ihres Gewandes vor. Alles Holz zeigte leuchtend helle Lackierung, aber die Stoffe ohne Ausnahme waren lachsrot: die schweren Vorhänge an den drei breiten und hohen Fenstern, die Bespannung von Stühlen und Chaiselongue, der Teppich, der völlig den Fußboden verberg, und die gesteppte Seidendecke des ungeheuren, nach drei Seiten freistehenden Bettes. Dieses Bett und alle übrigen Möbel zeigten die stumpfen Voluten des Stiles Louis seize.

Sie ließen sich nieder, die Fürstin halb liegend auf dem Ruhebett, er auf einem der Stühle in sehr aufrechter Haltung. Eine Unterhaltung fing an, mager und kühl durch Matthias' Schuld, dem sich die Stunde mehr und mehr verschleierte. Er hätte viel darum gegeben, auf zwei Minuten allein zu bleiben, sich zu sammeln vor dem Neuen und Unerwarteten, das sich begab. Dennoch begab sich nichts . . .

Aber als Matthias auf eine der steifen Fragen, zu denen seine Art die Fürstin zwang, eben geant-

wortet hatte: „Nein, Fürstin, ich bin erst heute in Nizza angekommen“, da sprang sie auf, stieß mit einer heftigen Kopfbewegung alle Rücksicht zur Seite, und mit nervösem Druck seine Hände erfassend, sagte sie dies eine Wort: „Komm!“

Später dann, viel später, nach einer stumm vergangenen Spanne, wandte sie sich nahe zu ihm her und flüsterte in einem etwas harten Deutsch:

„Ja, mein Junge, großes Verlangen habe ich nach dir gehabt. Es war heute Abend wahrlich nicht mehr auszuhalten an diesem Tische . . .“

Matthias murmelte: „Sie reden deutsch, Fürstin?“

Sie antwortete, mit einem eigentümlichen Lächeln: „Viele Sprachen rede ich.“ Aber mit tiefer, beinahe rauher Stimme fügte sie hinzu: „Sage nicht immer Fürstin zu mir, wir Beide wollen das doch lassen.“

Und da er schwieg, nahm sie ihn fest in ihren vollen, schönen Arm und sprach, fast zischend, ganz nahe an seinem Ohr: „Oh, wenn du wüßtest, wie das jetzt wohl tut . . . Wie wohl es tut, nicht mit diesen dort Pöffen aufführen zu müssen! Ach, als ich dich sitzen sah, so stark, so jung, so schön und gar nicht ein bißchen wie sie, — ich wäre beinahe aufgesprungen und wäre mitten in der Halle zu dir gelaufen. Ja, auch schon nachmittags in der Jetée . . . Wieder einmal war es mir so, als müßte ich ersticken, so als könnte ich nicht mehr leben, als müßte ich um mich schlagen . . . komm, komm, sei du einmal frei mit mir, laß dich los . . . Sage mir, wo

du herkommst, junges Kerlchen, was du treibst, was du getrieben hast. Sei nur frei! Es macht nichts, wenn du etwas zu gestehen hast. Um so besser, oh, um so besser. Nicht an die ‚Fürstin‘ denken, ja?“ — sie lachte tief, ganz hinten in der Kehle — „ich schwöre dir, das ist nicht nötig, keineswegs. Aber erzähle mir, erzähle mir . . .“

Matthias murmelte scheu, als beginge er ein Unrecht: „Ich habe so wenig zu erzählen, fast nichts. Vergeben Sie . . .“ Er hielt die Augen geschlossen, um nicht ihrem Blick zu begegnen, und atmete mit bitterem Entzücken ihren Duft. Er wiederholte: „Vergeben Sie!“

„Sage du zu mir, süßer Dummkopf. Und erzähle. Sage mir, was du bist . . . Wenn du etwas bist, was man nicht sagt, um so besser. Wenn du von Hause durchgegangen bist, um so besser. Wenn du einmal Kellner warst, vielleicht noch in der vorigen Woche — um so besser. Wenn du gestohlen hast, um so besser, um so besser. Komm näher, so, ganz nahe . . . deinen Mund, so, deinen Hals, oh, was du für einen kräftigen Hals hast, mein Junge. Und dazu so zarte, weiße Haut . . .“

„Sie sind schön,“ stammelte Matthias. „Schön, oh, und gut. Ich liebe Sie.“

„Das ist nicht wahr. Du liebst mich gar nicht. Du brauchst mich auch nicht zu lieben. Wer verlangt das . . . Aber du solltest mir erzählen, das ist nicht nett, daß du mir nichts erzählst . . . Nein, du brauchst nicht zu sagen, daß du mich liebst.“

Faut pas te donner du mal! Du bist einfach gekommen, weil eine hübsche Frau gewinkt hat, das ist sehr natürlich, mein Kleiner, sehr. Es muß dir oft passieren bei deinem Aussehen, wie?"

"Oh nein," flüsterte Matthias.

"Oh ja. Und dann, du warst wohl ein bißchen stolz, nicht? Man hatte dir gesagt, wer ich bin. Hat das dem Jungen geschmeichelt, sage, hat das dem dummen Bubi geschmeichelt — oh, ich weiß sehr gut, daß man im Deutschen Bubi sagt. Ich habe es oft gesagt — Bubi. Ich habe viel deutsch gesprochen und viel mit Bärtlichkeit deutsch gesprochen, ja. Man behauptet, die Deutschen verstehen nichts von der Liebe. Aber das ist eine von den dummen Lügen in der Welt, eine von den allerdümmsten. Vielleicht haben sie nicht so ruinierte Nerven wie unsere guten Russen. Jolis cocos, ceux-là . . . Nein, freilich, so seid ihr nicht . . ."

Später dann, viel später wiederum, nahm sie ihr Reden ungefähr dort wieder auf, wo sie es abgebrochen hatte . . . „Wenn du wüßtest," sagte sie, aber ihre ganze Art, der Klang ihrer Stimme sogar, war nun noch weit vertraulicher, noch weit rückhaltloser geworden, „wenn du wüßtest, welche Wonne es für mich ist, hier mit dir zu sein, mein lieber Kleiner . . ."

Sie richtete sich an der Rückwand des Bettes in die Höhe, dort, wo es die Wand berührte, und pochte erhobenen Armes triumphierend gegen den Stein. Das Licht der Mittellampe, die unverhüllt

brannte, ließ unter ihrer Achsel den Flaum rotgoldenen aufleuchten.

„Es ist köstlich, zu wissen, daß er da drüben schläft und dummes Zeug im Schlafe redet, der zuckerkrankte Narr . . . nur durch den Salon ist er von uns getrennt, da . . . und hier betrügen wir ihn ganz wie wir wollen. Ich möchte wahrhaftig wissen, was er anstellte, wenn er es einmal entdeckte, denn es ist nicht das erste und nicht das einzige Mal, du denkst es dir, mein Kleiner . . . Vielleicht würde er gar nichts sagen, vielleicht würde er nachsichtig lächeln, weiter nichts — er ist über allem, oh er ist süperb, der da . . .“

Sie sagte das mit einem wütenden Hohn, so, als wisse sie sich nicht genug zu tun.

„Komm, kleiner Freund, küsse mich. Aber stark . . . ohne Rücksicht. Wir wollen es ihnen ordentlich zeigen, wie . . .“

„Ihnen?“ sagte Matthias leise. Seine Arme hatten keine Kraft mehr, zu halten und zu pressen.

Die Fürstin sagte ruhiger, beinahe belehrend: „Ihnen. Ja. Mir ist es, als betrüge ich nicht ihn allein . . . und das macht meine Freude größer . . . meine Freude an dir,“ fügte sie gütig hinzu. „Was ist er denn schließlich — eine arme, schwache Kreatur. Er ist sanft aus Schwäche. Aber seine Schuld ist das nicht. Und im Herzen ist er wie die Ubrigen . . . Ah, ich habe sie nun so ungefähr kennen gelernt unsere russischen Edelleute, unsere Großfürsten, unsere Grafen und Generale. Teufel ja, was für eine

Gesellschaft. Denen eins zu versehen, das ist eine Wollust. Vielleicht gibt es andere, ich weiß nicht. Die ich kenne, die sind alle gleich. Alle miteinander sind sie schlecht und verdorben bis ins Mark und Herz hinein . . . Ach, aber das ist nicht das Schlimme . . .“

Sie preßte sich enger an Matthias, wie Hilfe suchend, und flüsterte: „Das Schlimme ist, daß man sie nicht verachten kann, daß man nicht an sie hinreicht mit Verachtung. Macht haben sie über Unfereinen, das ist das Empörende. Dir kann ich's ja sagen, mein kleiner Freund, mit deinen dicken Handgelenken, oh welche Wonne, daß ich dir das sagen kann . . .“

Matthias in ihrer Umarmung fragte tonlos: „Wie ist es möglich, Fürstin, daß Sie so sprechen, Sie selber, Sie . . .“

Darauf sah sie ihn aus großer Nähe mit einem langen, grüblerischen Blicke an und sagte, ohne alle Überleitung:

„Er hätte mich ja nicht geheiratet, ich bin sicher, wenn er sich weniger gelangweilt hätte. Aber diese kleinen deutschen Höfe sind wohl schrecklich . . . Er war dort eine Art Botschafter. Weißt du, manche von diesen kleinen Fürstenfamilien haben durch Heirat Beziehungen zu dem russischen Kaiser. Der Botschafter hat nichts zu tun, er kann sein wie er will, nur ein wenig repräsentativ muß er sein, so ein würdiger feiner Herr, weißt du. Und das war er sicherlich schon mit dreißig Jahren. Ich trat

am Variété auf, meine Tournée ging zu Ende, ich wollte wieder nach Rumänien zurück . . ."

Matthias fragte, erstorbenen Sinnes: „Sind Sie eine Rumänin?“

„Ich bin eine Bauerntochter aus der Gegend von Jassy, mein Freund. Ich bin eine Bäuerin, mein Freund, ganz einfach eine Bäuerin. Als ich sechzehn Jahre alt war, hat mich einer verführt. Ich kam dann nach Bukarest“ — sie drängte sich an seine Brust und fügte leise hinzu, fast keuchend vor leidender Aufrichtigkeit —: „zu einem Kaffeepächter, weißt du, so ein großes Café-Concert . . .“

Matthias begriff. Ihm schmerzte die Brust vor Leid und Mitleid. Oh, etwas Häßliches und Niedriges, um es ihr zu gestehen, um sie damit zu erwärmen und zu beglücken, um ihr beizustehen, ein Bundsgenosse. Aber hatte er nicht genug zu gestehen? Er begann, doch er verwirrte sich, er kam nicht von der Stelle . . . „Auch ich bin ein Bauer,“ sagte er, „das heißt, mein Vater war Gutsinspektor, Inspektor auf einem Vorwerk, einem kleinen Vorwerk . . .“

Hörte sie ihm zu? Von sich selber mußte er reden, von seinem eigenen, mißführten Leben. Wo nur beginnen?

Aber sie schien nicht mehr zu wissen, wie sie ihn gedrängt hatte.

„Nun, er heiratete mich, Fürst Lanskoj. Gut. Ich habe es gut. Oh, diese Leute halten viel zu viel von sich, um es ihren Frauen fehlen zu lassen.“

Ich lebe prächtig, in einer großen Welt. Ich bin ja auch eine schöne Frau, bin ich nicht . . . ?“

„Ja,“ sagte Matthias.

„Aber ich hasse sie . . . weißt du, wie das ist, wenn man haßt, weißt du es?“

„Ja . . .“ wiederholte Matthias, leiser und unbestimmt.

„Man sagt von uns Frauen, daß wir rasch lernen, daß wir rasch alles aus uns machen können, was wir wollen. Daß man uns sehr bald nicht mehr anmerken kann, wo wir herkommen. Ist das wahr? Ich glaube, es ist wahr . . .“

Sie hielt inne, als erwarte sie eine Bestätigung, und fuhr dann mit einer Stimme, die wie gebrochen klang, fort:

„Ja, aber was hilft das? Es hilft gar nichts. Das Herz verändert sich doch nicht. Und es möchte sich ja verändern, es möchte doch dort hinauf, wo jene sind, — ihnen nach, obwohl sie schlecht sind. Und dann fängt es an zu hassen, aus Ohnmacht. Oh mein kleiner Freund, wie sehr ich sie hasse! Und ich zittere doch und ich verehere sie doch, oh sage mir, kannst du es verstehen . . .“

Sie zitterte wirklich und schmiegte sich zitternd zu ihm her. Dann sagte sie, und wieder schien ihre Stimme verändert, rauh von einer geheimnisvollen Erregung:

„Ich habe manchmal zugehört, in Rußland auf einem von den Gütern, wie ihm vor dem Schlafengehen zwei Kammerdiener die kalten Füße rieben.

Weißt du, er sitzt dann ganz lächerlich da, Lanskoj, er hat sogar ein schwarzes Käppchen auf dem Kopf, und seine Augenlider hängen schon schläfrig herunter — il y met du noir, figure-toi. Aber er hat so eine Art, den zwei Männern die Füße hinzustrecken . . . so . . . auseinander . . . so gleichgültig, kalt; er ist es seit dreihundert Jahren gewohnt, weißt du. Ich habe Ehrfurcht davor, begreiffst du mich? Ich muß mich sehr in Acht nehmen, daß er nicht bemerkt, wie sehr ich Ehrfurcht habe. Oh sage mir, ob du mich begreiffst, sage es mir, mein starker, junger, bäurischer Freund . . ." Und Matthias fühlte ihren Leib an dem seinen zucken . . .

"Ich habe es noch gut getroffen, ja. Er ist doch ein alter Narr, er ist doch eine Karikatur, aber hätte ich denn nicht ebensogut an diesen Kiprjanoff gelangen können, und er . . ."

Jedoch bei diesem Namen ermunterte sich Matthias aus seiner Betäubung. Dieser Name bedeutete die letzte, äußerste Gefahr . . . Unbewußt bäumte sich der Lebensinstinkt, der Erhaltungstrieb in Matthias empor, und er unterbrach die Fürstin aufgeregt, fieberhaft . . .

"Ja," sagte er, "ja . . . Kiprjanoff. Aber da ist noch dieser Besborodko . . . Besborodko gehört doch nicht dazu? Sagen Sie mir . . . sage mir, Besborodko . . ."

"Besborodko?" — sie zuckte die nackten, wundervollen Schultern, "das ist ein Narr, ein Arm-

feltiger. Nein, er gehört nicht dazu. Er ist ein Kaufmann aus Kiew, ein Fabrikant, weißt du, Zuckerwerk fertigt er an, kandierte Früchte . . . Er hat viel Geld und gibt viel her, darum darf er dabei sein. Das ist sein ganzer Ehrgeiz, — er betet sie im Staube an, die großen Herren. Aber das wäre nicht das Lächerliche, darüber, nicht wahr, wollten wir beide gar nicht urteilen . . . Nur, er ist solch ein ehrgeiziger Dummkopf, daß er versucht, es ihnen von außen her ein wenig gleich zu tun . . . Besborodko, nein, der Name gefällt ihm gewiß schon lange nicht. Hast du gesehen: heute Abend kam er mit seinem Orden an der Brust, es ist der Stanislausorden dritter Klasse, nicht mit dem Bändchen kam er, nein, er trug den kleinen Orden selbst, je pouffais, moi . . . Ich beobachte manchmal seine Augen, wenn er Kiprjanoff ins Gesicht sieht, sie schielen vor Ehrfurcht und Angst . . .“

„General Kiprjanoffs Gesicht ist auch furchtbar,“ sagte Matthias leise. Er lag mit geschlossenen Lidern, ausgestreckt, einen Arm über die nackte Brust gehalten, in einer Stellung, die ihm eigentümlich war. Aber seine Hand war nicht geballt, sondern schwach geöffnet lag sie da, die Innenfläche wie bittend nach oben gewendet.

„Du hast es also gesehen, sein Gesicht, ja? Und hast du es gut gesehen, ja mein Kleiner . . .?“

Die Fürstin unterbrach sich mit einem nervösen Lachen und fragte: „Wie heißt du eigentlich, mein neuer Kamerad?“

„Matthias.“

„Matthias . . . Ich werde dir erzählen, was er für ein Mensch ist. Wir sind mit ihm über Paris hierhergefahren, weißt du, und wir haben acht Tage lang zusammen im Hotel Meurice gewohnt. Wir haben uns amüsiert, wie man sich eben amüsiert. Und eines Abends, als wir nicht wußten, was anfangen, hat uns Kiprjanoff vorgeschlagen, eine Rundreise durch die Untergründe von Paris zu machen . . . ich kann mich nicht gut ausdrücken . . . enfin, par les bas-fonds de Paris, par les mauvais lieux, ce qu'on appelle précisément une tournée des grands-ducs . . . Der Vorschlag hat mich natürlich nicht weiter erschreckt, mich . . . wie Matthias, uns erschreckt so etwas nicht? Aber was mich doch erschreckte, war das Renommée, das der General an diesen Plätzen hatte. Ich fühlte es wohl. Es war eine Atmosphäre von Entsetzen um ihn. Und fast alle kannten ihn, oh . . . in den Augen mancher von diesen Frauen zuckte eine wahnsinnige Flamme von Schrecken auf und dabei von geldgieriger Hoffnung. Aber er betrug sich natürlich gut an dem Abend, er quälte niemand, Matthias, du kannst dir denken . . . Ah, il était parfait, harmlos und angenehm. Er hat so teuflisch gute Manieren. Was ist das für ein Mensch! Was sind das für Menschen . . . Man hat bei uns die Knute abgeschafft . . . die Knute, c'est bien peu de chose, ils ne s'en moquent pas mal! Unantastbar sind sie, diese Menschen. Früher zerriß

manchmal einen noch eine Bombe, nicht wahr, aber auch das wird nicht mehr gewagt. Auch das hat sie ja nicht angetastet. Sie haben keine Furcht. Sie verhöhnen alles, was man ihnen antut. So lange es geht, vernichten sie den, der es wagt, und noch im Tode lachen sie ihn aus. Sie sind die Herren, sie haben uns . . . Wir können nichts tun, als sie hintergehen, als sie betrügen, ja, und komm, das wollen wir, das wollen wir recht von Herzen tun . . .“

Sie drückte ihn wie eine Verzweifelte an die Brust, doch Matthias rührte nicht die Hand und nicht den Mund zu einer Bärtlichkeit.

Sie fuhr fort zu erzählen. Sie sagte: „Er hat dort in seinem Gouvernement wieder schlimme Dinge angerichtet, wie es scheint. Man fühlt wohl, daß er sehr glücklich ist. Natürlich bringt es ihm Geld, viel Geld, aber das ist doch nicht die Hauptsache, niemand soll das glauben. Es freut ihn natürlich auch, wenn es so viel einbringt, sie zu verfolgen . . .“

„Die Juden zu verfolgen?“ sagte Matthias. Er konnte nichts Anderes mehr tun, als sich den Stachel so tief als möglich in die Brust treiben . . .

„Ja, sagte ich es nicht . . . Oh, er sprach kein Wort davon . . . oder ja, ein einziges, einen Spaß . . . Gestern sind wir nach Monte hinübergefahren und haben uns etwas beim Trente-et-quarante amüsiert. Er verlor sein ganzes Taschengeld in ein paar Minuten und suchte mit Scherzen in seinem

Anzug umher. Da fand er noch einen Louis. Den nahm er zwischen die Finger, ließ ihn blitzen und blies darauf und sagte: „Jetzt kommt das Letzte, jetzt kommt das koschere Geld, mit koscherem Geld müssen wir doch gewinnen, was meinen Sie, Fürstin...“ Aber sind es schließlich nicht doch Menschen, die Juden, sage mir, mein Kleiner! Ebenso wie er sie hinschlachtet, würde er es mit uns tun, glaube nur... Oh er ist ein Teufel, sie sind alle Teufel... Mein kleiner Freund, mein kleiner Bauer, was können wir gegen sie tun... Komm, nimm mich eng in deinen Arm, mein Kamerad, mein Bäuerrchen...“

Noch war tiefe Nacht. Matthias ging mechanisch am Meere entlang, weiter und weiter, da seine Füße keinen andern Weg kannten. Lange blieb er allein auf dem überwindeten Wege. Weit draußen erst sah er zwei Menschen kommen, ein verschlungen wandelndes Paar. Zugleich ließ sich über ihm zur Rechten ein dumpfes Brausen vernehmen, ein Eisenbahnzug rollte daher. Im Sternenschein wurde die riesige Maschine sichtbar und hinter ihr eine Anzahl hochgeschlossener, nachtdunkler Güterwagen; sie sahen aus wie gepanzert. Die Frau sagte:

„Voilà la malle des Indes.“

Dies Wort, dessen Sinn ihm nicht völlig deutlich wurde, traf wie mit einer starken, dunklen Welle Matthias' Herz. Er blieb noch eine Weile stehen,

als die Zärtlichen lange an ihm vorüber waren, und horchte den lichtlosen Wagen nach . . .

Dort wo er am Abend gefessen hatte, auf einer der Bänke vor dem häßlichen Zaun, ließ er sich endlich nieder, als sei hier sein Ziel. Das Meer rauschte ein wenig stärker als vor einigen Stunden in dem Winde, der sich erhoben hatte. Ein ganz leichter Morgenschein, eine Ahnung vom Tage nur, ließ sich erkennen, die Sterne sängen an blasser zu werden.

Scham, Trauer, tiefe, tiefe Hoffnungslosigkeit. Matthias' Hirn war nicht mehr zu begreifen im Stande, wie elend er eigentlich geworden war. Aber dumpfes Leiden, schmerzende Ode war sein innerster Zustand, und selbst das gewaltsamste Handeln, das finsterste, — Erlösung mußte es scheinen, leicht, bequem und heiter war es angesichts solch toter Verlorenheit . . .

Matthias nahm seine Waffe und streifte das grüne weiche Leder ab. Mit dem Zeigefinger prüfte er die Spitze. Er lehnte sich ein wenig auf der Bank zurück, wie bedürftig zu ruhen.

Langsam betastete er seine Brust, zur Linken, dort, wo der steife Einsatz des Hemdes weichem Gewebe Platz machte. Ein kleiner Schmerz wies ihm zwischen zwei Rippen noch die Stelle: hier hatte am Abend unter dem Blick der Fürstin ihn die Eisenspitze gezeichnet.

Sollte er hier ansetzen? Seine beiden Hände umfaßten den kühlen, elfenbeinernen Griff. Nicht

schwer mehr würde er sein, dieser Schritt — dieser Stoß. Er war einfache, er war frohe Arbeit gegenüber dem, was gewesen . . .

Ein dumpfer Schrei, der sich erhob, ließ Matthias sich aufrichten. Er erkannte sie wieder, die schluchzende Klage, und nun hörte er, daß sie eines Tieres Stimme war. Ein unbekanntes Tier rief ihn durch die Nacht. Er lauschte . . . Und abermals schrie hinter ihm in der umzäunten Farm einer der großen Vögel, vielleicht im Schlafe.

Seltamer Laut. Verlorener Lebenslaut in dieser Stille zwischen Meer und verbleichendem Himmel. Er ergriff Matthias' Herz, fremdartig hob er es empor aus der Versunkenheit und bleiernem Trauer.

Was für ein Geschöpf sich wohl vernehmen ließ? Was für Tiere noch lebten auf dieser Erde, die er verlassen wollte in der milden Winternacht . . . Was für Menschen noch atmeten, was für Völker, fremd an Sitten und Trachten . . . Er hatte wenig gesehen von all dem; wahrlich, er ging früh . . .

Wieder kam der Ruf, tiefer noch diesmal und länger hingezogen. Rief Natur und alles Ungekannte . . . Matthias war wacher geworden. Aber wacher werden hieß an diesem Morgen für ihn, näher dem Leben sein.

Er erhob sich und reckte sich in seinem Jack. Es fröstelte ihn nicht sehr. Er reckte sich, um seine Glieder zu spüren. Er atmete tief im streichelnden Winde . . . Die Lust des körperlichen Daseins,

die Empfindung des Jungseins und Kräftigseins nahm unversehens Besitz von ihm. Er begann zu gehen, er schritt aus . . . Mit raschen, ja mit freien, ja mit starken Schritten ging er den Uferweg zurück . . .

Der helleren Seite des Himmels ging er zu. Aber noch war lange, lange nicht Tag. Warum soll ich die Sonne nicht mehr sehen, dachte Matthias, man stirbt am Mittag so leicht wie in der kühlen Nacht . . . Aber dabei verspürte er eine Regung von Zufriedenheit, ja von sanfter Heiterkeit, die er selber nicht ganz begriff.

Was hielt er in der Hand? Seine Finger waren um das weiche Leder der Dolchscheide geschlossen. Der Dolch lag noch dort auf der Bank. Er hatte seine Waffe vergessen . . . Matthias schüttelte hastig den Kopf und schritt weiter. Er sah im Geist, wie das erste fahle Frühlicht stumpf auf dem krummen Stahl sich spiegeln würde, dann das leuchtende Gold der Morgenstunden, der zückende Strahl des Mittags . . .

Stark schritt er aus. Schon war er bei den Villen angelangt, schon bei der Zeile der großen Gasthöfe, nun ließ er den seinen hinter sich; abgewendet, mit festem Munde, ging er vorbei. Er überquerte den großen, bepflanzten Platz, in dessen Mitte einige Herren im Seidenhute standen und sich mit elegant heiseren Stimmen von den Spielgewinnsten der Nacht unterhielten . . .

Er war einzig darauf bedacht, das Meer

nicht zu verlieren. Sorgsam folgte er ihm, mit einer unbestimmten Art von Vertrauen und Hoffnung. Er folgte ihm, hin am Quai der noch schlafenden Stadt, immer wandte er dem Meere seine Augen zu. Mit Schwierigkeiten ging er ihm nach. Bald war ein schmales Hafensassin tief eingeschnitten, das er zu umwandern hatte, bald entfernte sich die Häuserzeile völlig vom Wasser, ein Flußbett verwirrte ihn auch, aber er kam zurück; und schließlich an einer Krümmung seines Weges sah er, daß er den flachen Halbkreis der Lichter nun ausgesprochen hatte, und daß vor ihm ein Kap vorsprang — der Kiesel zu neuen Weiten. Nizza, die Stadt so qualvoller Abenteuer, lag hinter ihm, vor ihm lagen die Buchten und Vorgebirge des Mitteländischen Meeres; er konnte ihnen folgen.

Schon verbarg ihm der vorspringende Hügel die Stadt. Einen tief eingeschnittenen Golf glaubte Matthias vor sich zu erkennen und erkannte weiterhin einen mächtig ins freie Wasser vorspringenden Landrücken. Lichter glänzten, sparsamer, da und dort im noch tiefen Dämmer. Aus der Weite trafen Matthias, ein wenig empfindlicher nun, die Winde, das weiche Haar richtete sich ihm auf über der Stirn. Kommt dieser Wind aus Afrika? dachte er, nicht ohne einen Schauer. Ja, hier war Europas Rand . . .

Ein Gefühl von Freiheit, von ungekannter Jugend, fiel auf Matthias, doch anders, reiner und schöner als dort. auf seinem Hotelbalkon über dem

Corso. Sein Herz pochte. Was war das . . . Was war mit ihm? Hier lief er, Matthias, der doch vor Elend und Gebundenheit hatte sterben wollen, am morgendlichen Meere dahin, aufs höchste lastlos und ungebunden, ohne einen Mantel sogar und barhaupt. Hier lief er, befreit und allein, dem Lichte des Tages entgegen, ohne einen andern Führer als Europas Ufer. Und vergessen lag dort, jenseits der Stadt, seine Waffe und spiegelte bald das Licht. War er gerufen worden . . . Wohin denn lockte Natur mit schluchzendem, dumpfen Schrei?

Will ich vergessen? fragte er sich ernüchtert. Ich muß vergessen, antwortete er sich. Und wahrlich, die Welt ist weit und vielfach genug, man kann vergessen.

Er ging weiter, er ging rasch, er stürmte voran. Ganz blaß war die Nacht geworden. Das Meer war schiefergrau, schon standen Häuser und Gärten längs der Straße mit stumpfen, doch unterschiedenen Farben da. Kunstvoll hob sich die Straße und senkte sich tief. Zweimal, dreimal hörte Matthias aus der Ferne ein Automobil heranbrausen, das Heulen der Sirene wurde zum Fauchen, zum Brüllen, Staub hüllte Matthias ein und gab ihn wieder frei . . .

Er wanderte abwärts, langsamer. Nun war er müde, mit einem Mal. Nun mußte es süß sein, zu schlafen. Er sah unter sich einen kleinen, dunklen Bestand von Büschen und Bäumen, der hart bis

ans Meer heranzutreten schien. Dort würde er sich verbergen, sich hinlegen.

Er verließ die große Straße und kam auf einem Pfade hinab. Unvermutet gelangte er, zwischen den Bäumen durchschreitend, vor ein langes, niedrig zweistöckiges Gebäude mit flach abgeschrägtem Dach. Eine Bank stand an der weißgekalkten Mauer.

Hier werde ich schlafen, dachte Matthias, hier muß ich schlafen. Vor dem Winde schützt mich das Haus. Beim Erwachen will ich gerne nachdenken . . . über alles. Ich weiß ja, ich habe mir meine Schritte ein wenig leicht gemacht. Erst aber muß ich nun schlafen.

Er fröstelte, doch er bettete sich. Gleich fielen ihm die Augen zu. Er erblickte die Fürstin in seinem Schlasse, matt schimmerte ihr schönes Haupt, ein dumpfer Schrei erhob sich, Meerwind blies, und mit salzigem Anhauch zertrieb er die Erscheinung.

Schlecht gebettet lag Matthias, auf hartem Holze hingestreckt, den Kopf zutiefst und halb ohne Stütze; die linke Hand ruhte ihm quer über der Brust, weich geöffnet. So lag er da in dem schönen Anzug. Die Lider über seinen jungen Augen zuckten nicht in der Helle, der Morgenwind fuhr ihm durch das Haar. Tief schlief er, minutenlang störte es ihn nicht, daß man ihn unverwandt betrachtete . . .

Jäh, doch ohne Erschrecken, richtete er sich

auf und blickte durch die Gläser einer goldgerandeten Brille in zwei dunkle, ruhige Augen. Vor Matthias stand ein bärtiger, schwarz gekleideter Herr, der nun mit einer weiten Gebärde seinen altmodisch geschweiften, runden Hut abnahm und sich verbeugte. — Es war strahlend heller Tag.

„Ich hoffe, Sie haben sich nicht erkältet,“ sagte der Fremde. „Sie sind so leicht bekleidet. Haben Sie denn lange gelegen?“

„Nicht sehr lange, das heißt . . .“ antwortete Matthias in stotterndem Französisch. Verwirrt griff er, mit steifen Fingern, nach seiner zerknickten Hemdbluse und nach der Kravatte, die gelöst war . . . Eine Strähne seines weichen Haars lag ihm quer über der Stirn.

Eine kleine Pause trat ein. „Kostomarow ist mein Name,“ sagte der Herr dann unvermittelt auf deutsch, aber mit nicht gewöhnlichen, fremdartigen Lauten. Auch Matthias nannte seinen Namen, doch nur den Vornamen mit deutlicher Stimme: im gleichen Augenblick überflutete ihn die Seltsamkeit seiner Lage, und er murmelte . . .

Herr Kostomarow sagte: „Verzeihen Sie nur, wenn ich so ohne Weiteres um Sie besorgt bin.“ Und mit einem Lächeln und einer vagen Geste über das Gebäude hin fügte er hinzu: „Ich bin hier ein wenig der Hausherr. Aber du lieber Gott, Sie zittern ja . . .“

Matthias zitterte wirklich ein bißchen in der weißen Morgen Sonne, doch es war nur sein Körper,

der sich nicht völlig behaglich fühlte... Der Anblick des bärtigen Mannes hatte sein Herz milde und freundlich in den Tag zurückgeführt.

„Jawohl, Sie frieren,“ wiederholte Herr Kostomarov. „Aber warten Sie, warten Sie nur ein Augenblickchen . . .“ Und langen Schrittes, mit wehenden Rockschößen, ging er davon, wobei er einmal beruhigend zurückwinkte.

Matthias schloß ein wenig die Augen, doch schon stand der Fremde wieder vor seiner Bank.

„Kommen Sie, lieber Herr,“ sagte er, „ziehen Sie einstweilen dies hier an, es ist nur so ein Ledermantel, wie wir ihn manchmal bei der Arbeit tragen . . . Und nachher werden Sie wohl ein Gläschen Tee mit uns trinken.“

„O danke, ja.“

„Aber jetzt kommen Sie einmal in die Sonne. Hier hinter dem Hause ist es zu kühl.“

Und wie traumwandelnd, eingehüllt in den schwerfältigen Mantel, der ihm bis zu den Knöcheln reichte, folgte Matthias dem fremden Herrn auf dem Kiesweg, der um das weiße Gebäude herumführte. Plötzlich lag, gleißend beschienen, flirrend vom Morgengolde, das Meer unter ihnen.

„Können Sie es ertragen?“ fragte Herr Kostomarov, und sie ließen sich von Neuem nieder. Wie Matthias schüchtern aufblickte, bemerkte er, daß die helle Brille mit einer graugläsernen vertauscht worden war, hinter welcher die Augen in einem geheimnisvoll matten Schimmer lagen. So er-

schien ihm der Blick des Andern noch sanfter und gütvoller als zuvor . . . Mit einem Male dehnte sich alles gepreßte Leid in seiner Knabenbrust, und mit Mühe, eben noch, widerstand er der Versuchung, sich vor dem fremden Herrn mit Tränen schwach zu zeigen.

Der aber schien mancherlei zu begreifen. Er legte einen Augenblick leicht den Arm um Matthias, blickte ihn freundlich an und sagte: „Wollen Sie mir nicht ein wenig erzählen? Sie empfinden ja Kummer. Vielleicht haben Sie im Spiel verloren?“

Verfunken schüttelte Matthias den Kopf. War sie nicht wunderbar, seine Begegnung . . . war dieser Mensch nicht wunderbar . . .

„Finden Sie mich nicht zudringlich, Herr Matthias, bitte nein. Aber ich treffe Sie hier so, ja wie soll ich es ausdrücken, so seltsam isoliert, nicht einmal einen Hut haben Sie auf dem Kopfe. Ich muß notwendig denken, mein junger Freund, daß Sie unglücklich sind, und wie uns Russen einmal der liebe Gott geschaffen hat . . .“

„Sind Sie ein Russe,“ fragte Matthias schnell, mit Bestürzung in der Stimme.

„Wundert Sie das? Ja, ein Russe, Kostomarow ist mein Name, sagte ich es nicht . . . Professor Kostomarow. Das Gebäude, vor dem wir beide sitzen, ist die Station für Meeresforschung, von der russischen Regierung subventioniert, wußten Sie es nicht?“

„Nein,“ antwortete Matthias in ganz abwesen-

dem Ton. Er wendete sich um und blickte auf ein Stückchen weißgekalkter Wand, so als könnte ihn das orientieren. Aber gleichzeitig fühlte er sich bei der Hand ergriffen . . .

„Wollen Sie mir nicht sagen, wo es Ihnen fehlt, mein junger Freund? Das Spiel war es also nicht. Sie wissen doch: man rät an dieser Küste immer zuerst auf das Spiel, das darf Sie nicht wundern. Es ist keine Schande dabei . . .“

„Ich habe nicht gespielt,“ sagte Matthias leise, „ich kann gar nicht spielen. Aber Kummer habe ich freilich. Glauben Sie, Herr Professor, ich weiß wohl, wie freundlich es von Ihnen ist, mich so zu fragen . . .“ Er schwieg und ließ seine Hand in der des Russen. Etwas überaus Jugendliches, Kindliches beinahe, war in diesem Überlassen.

„Wie alt sind Sie denn, Herr Matthias?“

„Zwanzig Jahre.“

„Zwanzig Jahre . . . Aber mit zwanzig Jahren hat man Eltern oder Lehrer . . . Wo sind denn Ihre Eltern; verzeihen Sie, wenn ich das frage . . .“

„Ich bin allein,“ sagte Matthias still.

„Oh . . .“

Doch nach einer Pause fuhr Herr Kostomarow fort: „Sie sind zwanzig Jahre, Herr Matthias. Ihr Kummer wird vorbeigehen, glauben Sie es. Und wenn es der schlimmste Kummer auf Erden wäre, er wird vorbeigehen.“

Hier aber schüttelte Matthias den Kopf. „Nein . . . ach nein,“ entgegnete er stockend, „das glaube ich

doch nicht, Herr Professor, daß auch mein Leid vorübergehen könnte. Auch mit zwanzig Jahren schon kann man ja deutlich wissen, ob man zu etwas nütze ist auf der Welt, ob man zu etwas taugt in der Welt, oder ob man ein elendes Geschöpf ist, das nicht verdient, zu leben. Ich aber tauge zu nichts, zu gar nichts. Nichts kann ich erreichen, nichts kann ich vollführen . . .“

Matthias' Stimme wurde leiser und leiser vor Weh, und schließlich, mit einem trockenen Schluchzen, versagte sie. Es war ein hoffnungsloser Ton, mit dem Matthias aufhörte, zu sprechen; fast erinnerte er an das Knirschen eines strandenden Bootes im Sand.

„Was denn, was denn,“ rief Kostomarow bewegt, und er schien sich zu einer Art von künstlicher Heiterkeit zu zwingen. „Sind Sie denn etwa in einem Examen durchgefallen? Hören Sie, das wäre aber ein schlechter Grund, um hier im Grack unter freiem Himmel zu schlafen. Nun, ich sehe wohl, das ist es nicht . . .“

„Nein, das ist es nicht. Ich bin nicht im Examen durchgefallen. Aber sterben sollte ich . . . ich sollte sterben . . .“ Und Matthias begann nun doch zu schluchzen und preßte die Hände des Professors, wie ein Kindchen, dem der Arzt wehe tut, die Hand seiner Mutter. „Ja, ich müßte sterben, die Welt kann gerade so gut ohne mich auskommen . . .“

Bei diesen Worten aber fing der Professor Kostomarow an zu lachen, mit einem tiefen, vollen, gut-

müthigen Lachen. Er drehte sich ganz zu Matthias herum und begann, ihm mit seiner freien Hand kleine liebevolle Schläge auf den Arm zu versetzen. Immer wieder rief er beim Lachen mit rundem Munde: „Och, och, och, och.“

„Wahrhaftig,“ und er zeigte sich nun förmlich ausgelassen, „wahrhaftig, kann die Welt nicht ohne Sie auskommen, kann sie das nicht, wirklich, mein junger Freund, wäre das nicht möglich? Ja, sollte man es glauben? Och, och, och . . . Aber wissen Sie denn“ — und Herr Kostomarow wurde wieder ein wenig ernster — „wissen Sie denn, mein Herr, mein junges Söhnchen, daß Sie da in aller Ihrer Reue und Zerknirschung ganz prächtig unbescheiden sind! Sie tun ja gerade,“ und der Professor stellte nun auch seine kleinen Schläge auf Matthias' Arm ein, „als wäre Ihnen in der Welt ein besonders schöner Ehrenplatz reserviert, und wenn Sie sich einmal auf dem nicht so ganz richtig aufführen, dann müßte gleich alles zu Grunde gehen. Meinen Sie das, Matthias, meinen Sie das wirklich . . .“

Und mit einer beinahe feierlichen Bewegung nahm der Professor plötzlich seine Brille ab und sagte mit lauter Stimme: „Und dabei sind Sie doch jung, Freund Matthias, und Sie atmen diese prachtvolle Meeresluft ein, und Sie erblicken den Sonnenglanz. Sogar ohne graue Gläser können Sie hineinsehen . . .“

„Ja,“ antwortete Matthias nach einem Schwei-

gen, „das ist schön. Aber es ist doch nicht genug . . .“

Der Professor zögerte. „Nein, vielleicht nicht,“ antwortete er behutsam. „Sie mögen recht haben. Sie haben recht.“

Der Ernst, mit dem er sprach, hatte nichts von der überheblichen Übertreibung, mit der bisweilen ein Älterer auf einen Jüngeren einzugehen meint.

„Aber ich werde Ihnen darauf noch antworten, Matthias. Wie ist es, wollen Sie sich drinnen im Haus einmal unsere Tiere betrachten? Wollen wir es zusammen tun . . . Vielleicht kann ich Ihnen dort am besten antworten. Gehen wir zusammen hinein, Matthias . . . Aber, lieber Gott, was bin ich denn für ein Hausherr! Ich habe Ihnen doch ein Frühstück versprochen . . .“

„Ich bin nicht hungrig, wirklich,“ sagte Matthias.

39

Durch eine Seitentpforte gelangten sie ins Haus, ließen ein paar nüchtern als Bibliothek eingerichtete Zimmer hinter sich, dann standen sie in einem weiten, kühlen und frischen Raum, in dem es flimmerte und leise gluckste.

Zwei große, vieleckige Wasserbecken waren in seiner Mitte in den Boden eingelassen, zwischen ihnen befand sich die Anlage zu einem Springbrunnen, der aber jetzt nicht sprang. Mit allerhand Stellagen und kleinen Kästen war die eine

Längswand abwechslungsreich besetzt; die andere jedoch, und auf sie fiel sogleich der Blick, wurde ganz eingenommen von erhöhten Glasbecken, neun an der Zahl, in denen es vielfarben schimmerte und durch die ein gebrochener Glanz von Meer und Sonne zu kommen schien.

„Mancherlei Tiere sehen Sie hier,“ sagte Professor Kostomarow, und sie blieben irgendwo stehen, „Fische, Muscheln, Schnecken, kleine Krebse, Schlangensterne, alles Mögliche, — alle recht merkwürdig und interessant, wenn man ein wenig versucht, ihre Lebensgewohnheiten kennen zu lernen. Wir bekommen ja auch mitunter Besuch von Fremden, die dann hier herumstehen und hineinschauen und sich eigentlich langweilen und wenig begreifen. Aber viel Besuch bekommen wir nicht. Es ist wahrscheinlich zu amüßant an der Küste. Und außerdem — mit den großen Anstalten, mit der in Neapel zum Beispiel, kann sich unser Haus natürlich nicht vergleichen. Früher war es einmal ein Verwaltungsgebäude unserer russischen Regierung, als noch die Kohlenstation für die Flotte hier existierte. Nun, das ist langweilig, was ich da erzähle . . .“

„Oh gar nicht,“ sagte Matthias artig.

„Ich wollte nur sagen: die Fremden haben eigentlich recht, wenn sie sich nicht eben in Scharen herbeidrängen. Manche von unsern jungen Herren, die fleißig arbeiten, ärgern sich sogar, wenn doch jemand kommt. Sie sollten nur hören, Herr Matthias, wie mein Assistent Jegornow die Fremden

kopiert, besonders die Damen: „Ah, Gaston, regardez donc les jolies couleurs. Comme c'est délicat, ce gentil vert-là.“ Herr Kostomarow rundete den Mund und sprach so niedlich er nur konnte, aber dann ließ er es und sagte lächelnd: „Das ist nichts, ich habe kein Talent, Jegornow müssen Sie hören.“ Matthias lachte ein wenig. Er dachte an das Paar im Speisewagen des Express. Wie lange war das schon her.

„Dies hier ist ein schönes Becken, nicht wahr?“ sagte Herr Kostomarow. „Große Aktinien, seltene Arten zum Teil. Sie sehen doch ganz aus wie Blumen, alle die Geschöpfe, die hier an dem Felsstück haften und so sanft ihre Arme bewegen. Seenelken, Seerosen, Seeanemonen... hübsche Namen. Aber sie leben nicht wie die Blumen. Sehr gefräßig sind sie, niemals bekommen sie genug. Und die Blütenarme sind Fangarme. Nun, das wissen Sie wahrscheinlich alles schon... Aber wozu, glauben Sie, Herr Matthias, sind die nun alle auf der Welt? Könnte die Welt nicht ganz gut ohne sie bestehen? Aber sie besinnen sich alle gar nicht darüber...“

Wieviel er spricht, um mich zu trösten, dachte Matthias dankbar. Und tröstet er mich nicht wirklich schon ein wenig... .

„Und wie hängen sie alle an ihrem Dasein,“ fuhr der Professor im Weiterschreiten fort, „glauben Sie nur, die lieben ihr Leben, und es fällt ihnen nicht ein, zu überlegen, ob sie es auch verdienen...“

„Ja, solche Tiere ...“ sagte Matthias und blickte träumend hinein in die seltsame Welt.

„Sehen Sie einmal, was hier kommt, ja links vor dem größeren Aufbau... der Krebs, diese dunkelgrüne, flache Krabbe da. Sehen Sie, was der kleine Kerl macht?“

„Hält er nicht etwas in die Höhe mit seinen hinteren Beinen ...“

„Ganz recht. Jawohl. Dorippe heißt er, komische Gewohnheiten hat diese Art. Da hält er nun so ein krummes Stück Holz über sich — es gehört übrigens kein solches schwarzes Stück Holz in das Becken, Matthias, aber wir haben jetzt niemand, der so recht für unsere Tiere sorgt, — und geht tagelang mit diesem Schirm spazieren und überlegt sich nicht, daß er gar nicht mehr im freien Meere ist, wo man gefressen wird, sondern in angenehmer, ausgesuchter, friedlicher Gesellschaft. Es ist ihm wichtig, daß es nicht gefressen wird, dem Krebschen; merken Sie es, Matthias ...?“

Oh wie schön, wollte Matthias rufen. Er sah ein violettes, völlig durchsichtiges, glockenförmiges Geschöpf mit ganz leisen, süßen, rhythmischen Bewegungen daherschaukeln ... Aber er rief nicht, in Erinnerung an den Assistenten, der die begeisterten Französinen so sehr verachtete. Er hob die Augen zu dem Professor auf und begegnete seinem Blick. Ihm wurde es warm ums Herz. Ja, die Begegnung dieses Morgens war die sonderbarste und schönste von allen, die er an den Kreuzwegen seines

Lebens gehabt hatte; sie begann ihn mit einer eigentümlichen Zuversicht zu erfüllen. War er in dieser, mit unbekanntem Wesen angefüllten, fremden Halle nicht wie ein Kind an der Hand seines Vaters . . .

In diesem Augenblicke nahm ihn Herr Kostomarov wirklich von Neuem bei der Hand.

„Ich sehe, mein Junge,“ sagte er mit warmem Ton, „daß Sie sich zerstreuen bei unsern Tieren. Ich freue mich. Sagen Sie, verstehen Sie es, daß man solchen armen, unbewußten Geschöpfen Wohlwollen schenken kann, daß man sie sogar lieben kann?“

Matthias nickte lächelnd.

„Das ist gut, das ist sehr gut . . . Und es ist nicht so häufig, Matthias. Sogar unter den Gelehrten ist es eher selten. Für die meisten ist so ein Tier eigentlich nichts Besonderes. Ich habe aber nicht gefunden, daß das die besten Gelehrten sind . . .“

„Die Tiere werden doch oft sogar zerschnitten . . . auseinandergenommen, nicht wahr?“ sagte Matthias.

„Das werden sie. Das muß wohl auch geschehen. Aber es gibt Unterschiede . . . Ubrigens rede ich nicht nur von den Gelehrten. Wir hatten hier einen Wärter im Hause, einen gewandten jungen Kerl, der allerlei verstand und auch mit den Fremden gut umzugehen wußte. Aber vor vierzehn Tagen mußten wir ihn entlassen. Er liebte seine Tiere wirklich ein bißchen zu wenig. Eines Tages

kamen wir dahinter, daß er förmliche Gladiatorenspiele mit ihnen aufführte . . .“

„Hetzte er sie aufeinander?“ fragte Matthias gespannt, und sein Herz fing an zu klopfen. „War das möglich? Ich habe geglaubt . . .“ und er suchte nach Worten, „der Mensch könnte sich diesen Geschöpfen gar nicht verständlich machen und keine Wirkung auf sie ausüben? So schien es mir . . .“

„So . . . haben Sie darüber nachgedacht? Nein, er brachte nur aus den verschiedenen Becken Tiere zueinander, die sich feind sind und hatte seine Freude an der Zerstörung. Da waren zum Beispiel irgendwo in einem abgesonderten Behältnis so ein paar flinke kleine Räuber — Schleimsfische nennt man sie, glaube ich, im Deutschen — die sich damit beschäftigen, schwächeren Tieren die Augen auszureißen . . . aus Leckerei, wollen wir hoffen, und nicht aus Bosheit . . . Das hatte der Mensch irgendwo gehört oder gelesen und brachte nun diese abscheulichen kleinen Gourmands zu ihren Opfern. Nun, und solche Taten hatte er mehr auf dem Gewissen. Da sagten wir ihn schließlich fort.“

„Oh pfui, wirklich,“ sagte Matthias, und seine Augen waren dunkel vor Entrüstung.

„Ja, nicht wahr . . . Nun fehlt es uns ein-
weilen an einem Pfleger. Meine Assistenten tun das Nötigste, aber sie haben auch sonst ihre Arbeit. Und im Ubrigen sind von allen möglichen Universtitäten junge Gäste bei uns, die zwei oder

drei Monate bleiben, um zu lernen. Denen können wir es auch nicht zumuten. Da wird jetzt manches versäumt.“

„Ist es denn schwer, die Tiere zu pflegen?“

„Schwer — nein, aber es gehört Sorgfalt dazu, gerade bei uns. Wir haben wenig Geld hier auf der Station, und die altmodische Einrichtung ist nicht so bequem zu handhaben wie die teuern neuen Apparate. Da ist zum Beispiel die Frage der Durchlüftung . . . Ein deutscher Erfinder hat einen vortrefflichen Apparat konstruiert, der gar keine Mühe macht, und der außerdem sogar noch eine Art Blut und Ekke in den Bassins hervorbringt. Aber den können wir uns nicht leisten. Er ist eben viel zu teuer. Wir müssen uns immer noch auf die alte Art behelfen. Sehen Sie, Matthias, so . . .“

Und er schlüpfte unter einem der Bassins hindurch, erkletterte dort hinten eine Leiter oder einen Trittschemel und machte sich mit einem Metallhahn zu schaffen, der ein wenig über dem Wasserspiegel angebracht war. Ein dünner, scharfer Strahl schoß plötzlich aus der Leitung, traf eine Röhre, die im Becken lehnte und durchfuhr sie quirlend . . .

„Sehen Sie, Matthias,“ rief der Professor, von dem nur der Kopf mit dem schwarzen, runden Hute sichtbar war, „jetzt reißt das Wasser ein wenig Luft mit sich, die da unten wieder herauskommt und unsern Tieren etwas zum Atmen gibt . . . Ubrigens ist es auch Zeit, die Vorhänge vorzuziehen. Manche

von den Herrschaften fühlen sich nicht wohl, wenn ihr Wasser zu warm wird . . .“

Und er kletterte mit einem kleinen Stöhnen von seinem Schemel herunter und verhüllte drüben die Fenster gegen die kräftig einfallende Sonne.

„Wenn es zu hell ist in den Bassins, sieht man auch bald kein Tier mehr vor wuchernden Algen,“ sagte er, als er wieder zum Vorschein kam. „Aber kommen Sie, Matthias, wir schwatzen noch ein bißchen . . .“

Und sie nahmen Platz auf einer Steinbank, die in der Mitte des Raumes angebracht war, einem der eingesenkten Becken zugewendet. Im glasreinen Wasser zuckte und schimmerte es von hundert Fischen.

Herr Kostomarow war noch ein wenig außer Atem von seinen Handgriffen. „Nun, Matthias,“ sagte er mit etwas abgerissener und dennoch sanfter Sprechweise, „haben Sie es wieder einmal gesehen, daß Geschöpfe auf diesem Planeten mit Ihnen zusammen existieren, die gar nichts wert sind in Ihrem Sinne, und die doch nicht daran denken, auf das Dasein zu verzichten . . . Nun das sind alte Sachen . . . Aber glauben Sie zum Beispiel, um bei einem andern Ende anzufangen, daß ein Geschöpf, wie ich, ich selbst, der ein alter Professor mit einer Brille ist, und sozusagen der Herr über alle diese Krebse und Quallen und Fische, daß ich notwendig bin auf Erden, daß es ohne mich nicht ginge . . .“

„Oh, Herr Professor . . .“

„Langsam ... Sehen Sie einmal: vor langer Zeit, vor vielen Jahren, habe ich auch geglaubt, man müsse sein Recht auf das Leben so mit einem Schlage beweisen, mit Posaunen gewissermaßen, mit einem Tusch. Nebenbei – sagen Sie mir, Matthias, was wollten denn Sie ausführen, was ist denn Ihnen mißglückt, auf welcher Posaune wollten Sie blasen?“

Ohne jedes Bedenken erwiderte Matthias: „Ich wollte einen Verbrecher töten, einen vornehmen Mann, einen Unterdrücker. Aber ich habe es nicht tun können.“

Hierauf antwortete der Russe nichts. „Mit einem Schlage,“ fuhr er fort, „wollte ich es beweisen, wie notwendig ich sei. Ich war noch ein Student, da begann ich ein großes, allgemeines Werk zu schreiben, so etwas über das Wesen der Natur, über den Kern der Geschöpfe und Geseze. Natürlich wußte ich noch sehr wenig, so gut wie nichts, aber ich wollte sehr viel. Ich war wirklich des Glaubens, ich könnte den Menschen Zusammenhänge zeigen zwischen Dingen, die mir einzeln fast alle unbekannt waren. Schöne Nächte waren es damals in Heidelberg. Ich wohnte in einem Gartenhause, und der Duft der Bäume und Blumen kam zu mir herein. Schöne Nächte ... mehr ist nicht davon geblieben. Nun bin ich also ein alter Professor und schreibe freilich Bücher. Aber wissen Sie worüber, Matthias? Nicht mehr über die Wesen der Erde im Allgemeinen, auch nicht

über das Tierreich im Allgemeinen, nicht einmal über einzelne Gruppen oder Arten von Tieren, sondern ich wähle mir von den kleinen Geschöpfen hier um uns her irgendeines aus, ein ganz bestimmtes, einen stacheligen Seeigel vielleicht, oder auch einen Seestern . . .“

„Einen Seestern?“

„Ja, Daphidiasfer oder Astrospekten oder Sonnenstern . . . allen hat man hübsche Namen gegeben. Aber auch da schreibe ich noch nicht über das ganze Tier, Matthias, sondern ich untersuche irgend etwas an ihm, etwa die Art seiner Ernährung oder seine Fortpflanzung oder wie es sich bewegt . . .“

„Ja,“ sagte Matthias eifrig, „das ist merkwürdig, wie sie sich bewegen, die vorderen Zacken in die Höhe gekrümmt . . .“

„Haben Sie das einmal beobachtet . . . Ja, dergleichen Dinge beschreibe ich nun, damit verbringt solch ein Mensch wie ich sein Leben, und nicht ich allein, mit mir hier arbeiten ja Andere — jetzt könnten die Herren übrigens aufgestanden sein, damit wir unser Frühstück bekämen! — und Stationen, wie die unsrige, gibt es mehr, größere, berühmtere, in andern Ländern, in allen Weltteilen . . . und Wissenschaften, wie die unsere, gibt es mehr, nicht wahr? Und jeder von uns allen tut so für sich sein kleines Werk. Wenig, wenig ist geschafft, wenn ein Menschenleben vorbei ist, aber ein Schritchen ist doch getan . . .“

Der Professor schwieg.

„Ein Schritt in der Wissenschaft...“ sagte Matthias nachsinnend.

„Sie wollen fragen, Matthias, wofür es denn gut sei, das Schrittlchen, wohin sie denn schließlich führen sollen, alle die zehntausend Schritte...“ Der Professor richtete sich in die Höhe, nahm seine Brille ab und blickte Matthias mit seinen kurz-sichtigen, guten Augen ins Gesicht. Der errötete. Ubrigens saß er, wie draußen, im langen Ledermantel da, den Kragen aufgeschlagen.

„Ich will es Ihnen sagen, wohin sie führen. Sie führen zur Erkenntnis, Matthias, und Erkenntnis macht gut. Denn der Mensch kann ja nur das wahrhaft lieben, was er kennt... Mit allem aber, was wir über diese geringen und verborgenen Wesen erfahren, erfahren wir auch etwas über die anderen und sogar über uns selbst. Ich könnte es Ihnen beweisen... doch vielleicht ist es besser, Sie glauben es mir, oder Sie fühlen es ohne Beweis... Vielleicht würden Sie lachen, Matthias, wenn man Ihnen sagte, der und der Fisch, vielleicht der kleine Regenbogenfisch, der da eben auftaucht, dieser kleine Kerl mit seinem gezackten Orangeband an der Seite, mit seinem blauen Fleck am Kiemen, mit seinem schwarzen Fleck auf der Achsel, mit seinem violetten Fleck auf der Rückenflosse, — er sei eigentlich ein hübscher kleiner Bruder von uns Beiden...“

„Nein,“ sagte Matthias, „darüber würde ich nicht lachen.“

„Matthias,“ sagte der Professor mit etwas ver-

änderter Stimme, „würden Sie wohl bei uns bleiben wollen und unsere Meertiere pflegen? Es ist nicht schwer . . .“

Und dann frühstückte Matthias mit dem Professor und den jüngeren Herren, die nun doch endlich alle aufgestanden waren. In einem einfach eingerichteten, langen und niedrigen Zimmer des ersten Stockwerks saß man bei weitoffenen Fenstern, und zwei dunkle, magere Südfranzösinen bedienten. Des Osters stand auch die junge Dame, die sich unter den Gästen der Station befand, eine Studierende, die aus Leyden in Holland kam, vom Tische auf, um bei dem Kessel und den Kannen zu helfen. Sie war rundlich, recht hübsch und flink und sah nicht vorwiegend gelehrt, sondern vorwiegend heiter aus; trotzdem war sie bei ihrer Jugend bereits mit dem Dokortitel geschmückt. „Doktor Helene“ nannte man sie mit Sympathie in mehreren Sprachen.

Denn es schwirrte von den Lauten mancher Länder um diesen langen, weißrot gedeckten Tisch, wenn auch das mit russischem Akzent gesprochene Französisch vorherrschend blieb. Skandinaven saßen da, blond, pfarrerlich korrekt und vom Schwamme gleichsam noch feucht; Franzosen von strudelnder Selbstgefälligkeit; Deutsche, die sorgsam kauten, und bei denen jedes Wort schon am frühen Morgen

seinen guten Sinn hatte, und eine Anzahl Russen, großzünftig ungepflegt im Außern, leidenschaftliche und abstrakte Sprecher. Allen diesen jungen Menschen aber, die Brote bestrichen und sich Tee einschicken ließen und über die Tafel lachten und fröhlich zu disputieren anfangen und einander aufzogen und wieder ernst wurden, — ihnen allen war ein Gepräge von Reinheit gemeinsam, ein Zug von naiver Askese, der etwas Kindliches hatte. Unbedingt nämlich bewahrt die frühe und dauernde Beschäftigung mit der Wissenschaft, der Umgang mit dem Objecte und dem Begriff, dem Menschen eine eigentümliche Keuschheit.

Und noch war allen gemein eine außerordentlich ehrerbietige, jüngerhaft sich unterordnende Art, mit dem Professor zu verkehren. Kostomarow saß in seinem schwarzen Rock an dem einen Ende der schmalen Tafel, die Holländerin weit unten sich gegenüber. Er sprach jetzt wenig. Er nickte nur, lächelte, gab auf Fragen mit zwei Worten Bescheid. Unauffällig achtete er auf Matthias, der zur Linken neben ihm saß, reichte ihm das Brot, warf ihm mit freundlichem Blick ein Stückchen Zucker in die Tasse. Und so wunderte sich denn kein Mensch über den fremden Gast im ledernen Mantel . . . Unter der Hand ging die Erklärung um den Tisch, dies sei der neue Pfleger für die Tiere, ein junger Mensch von guter Herkunft und ausgestattet mit beträchtlichen Kenntnissen, und alle fanden, daß Matthias angenehm aussehe, und

alle waren es zufrieden, daß die Schaubecken vor wuchernden Algen und allerhand Störung nun wieder bewahrt sein sollten.

Dann aber fuhr Matthias auf dem Schiffe der Station mit hinaus, das, wie zweimal in jeder Woche, so heute die offene See gewann, um neue Tiere aus der Tiefe heimzubringen . . .

Als man aus dem Hause trat, faßte ihn Kostomarow leicht um die Schultern und hielt ihn so einen Augenblick zurück.

„Wie ist es nun, Matthias, werden Sie am Nachmittag Ihre Sachen holen? Sie haben Ihre Kleider doch in Nizza . . . Oder soll ich hinschicken?“

Matthias hatte eine Bewegung des Schreckens. „Nicht . . .“ sagte er.

Nein, er wollte nicht mehr an Nizza denken, nicht mehr an dieses Hotel, Stadt und Haus sollten versunken sein. Ein Abgrund von Ohnmacht und Enttäuschung lauerte dort, bereit ihn zu vernichten, — wandte er sich auch nur in Gedanken nach rückwärts. Mochten sie sich von seinen Sachen bezahlt machen, in diesem furchtbaren Hotel . . .

„Nein, bitte nicht!“ wiederholte er.

Kostomarow sah ihn prüfend an. „Gut,“ antwortete er und ließ im Dunkeln, wieviel er von dieser Weigerung verstehe. „Wir kaufen dann hier etwas im Städtchen. Besonders einen waschbaren Anzug werden Sie brauchen . . .“

Und der Schatten eines Lächelns zeigte sich um seine Lippen . . . So angetan würde er also mit

hinausfahren, der junge Matthias . . . barhaupt, mit seinem schönen Frack unter dem alten Arbeitsmantel.

Eine romantische Erwerbung immerhin, unser neuer Diener, dachte der Professor auf Russisch.

Und dann stiegen sie zusammen den Treppenschiffpfad hinunter, der zur nahen Anlegestelle führte.

41

Und sie gewannen die Bucht und das freie Meer: der Professor, vier von den jungen Gelehrten, eine Anzahl Matrosen und Matthias. Ein mäßig großes Motorschiff trug sie, dem ein winziges Boot nachschleppte.

Das Meer flimmerte. Kehrete man sich rückwärts, so blitzten im Licht die weißen Häuser der Küste, ein leichter, freudiger Wind ging.

„Hier sind wir auf Schlammgrund,“ bemerkte der Professor, der neben Matthias seinen Platz gewählt hatte und aufmerksam eine Meerkarte las. „Im Schlamm leben allerlei zarte kleine Tiere. Aber erst kürzlich haben wir nach ihnen gefischt.“

„Dies,“ sagte er von Neuem nach einer Weile, „ist eine sehr tiefe Stelle, aber selten holen wir hier etwas herauf.“

„Reichen die Taue nicht so weit?“

„Es ist nicht das. Aber hier fischen wir nur, wenn es unbedingt notwendig ist. Denn was aus solchen Tiefen zu uns kommt, Matthias, das ist tot.“

„Vertragen sie das Licht nicht?“

„Sie brauchen ihren Druck. In tausend Meter Tiefe und noch viel tiefer wohnen sie, und viele tausend Zentner Wasser drücken auf ihren kleinen Leib. Das schadet ihnen nichts, darauf sind sie eingerichtet, sie spüren sie gar nicht, die ungeheure Last, und so ein kleiner Krebs zum Beispiel macht unten auf dem Boden des Weltmeers mit seinen feinen, zierlichen Beinchen ganz ohne Mühe seine graziösen Sprünge. Aber das Hinaufkommen in unsere unbeschwerte Freiheit können sie nicht ertragen, — und darum, Matthias, werden auch unter Ihren Schutzbefohlenen die allermerkwürdigsten Geschöpfe wohl niemals sein. Die märchenhaft geformten Fische der tiefsten See vor allem, sie kommen niemals lebend zu uns herauf, ihre Schwimmblase zerplatzt ihnen unterwegs, das ganze Innere quillt aus dem Munde hervor, es ist ein jämmerlicher Anblick . . .“

Dies alles hatte der Professor gesagt, während seine Augen auf der Orientierungskarte sorgfältig dem Laufe des Schiffes folgten.

„Halt!“ rief er nun plötzlich. Man verlangsamte die Fahrt, hielt ganz, und ein riesiges Netz, aus starken Schnüren und eisengerahmt, wurde über Bord gelassen . . .

In sachtem Tempo verfolgte das Schiff wieder seinen Weg, die Leine begann zu zucken, man zog sie an; aber so schwer war das Netz geworden, daß man die Winde in Anspruch nehmen mußte.

Endlich erschien es, inmitten trübdunklen Wassers, wurde an Bord genommen und in einen bereitstehenden Kasten sogleich entleert.

Bei alldem, und während nun die jungen Zoologen, von Matrosen unterstützt, den undurchsichtigen Brei in engmaschigen Sieben lichteten und darauf begannen, die Gefangenen zu reinigen und zu verteilen, — bei alldem stand Matthias ein wenig ratlos beiseite. Wie gerne hätte er doch geholfen . . .

„Manche von ihnen müssen dabei zu Grunde gehen, nicht wahr?“ fragte er leise den Professor, der seine Anordnungen getroffen hatte.

„Leider. Und auch den übrigen ist es gewiß nicht recht, daß man sie stört in ihrem Frieden. Aber“ — und der Professor sprach langsam — „irgendwo müssen wir ja Halt machen mit unsern Empfindungen . . .“

Matthias senkte den Kopf.

„Und jetzt,“ fuhr Kostomarow in einem veränderten, munteren Tone fort, „jetzt nehmen Sie einmal diese beiden Krebschen in das Glas hier . . . sachte, sachte, es sind weiche Herren mit einem noch neuen Panzer, wie ich sehe. Gießen Sie etwas von dem Seewasser ein und aus und schütteln Sie dabei das Glas ein wenig. So . . . wir werden sie schon wieder sauber und glücklich machen, die beiden . . .“

Und Matthias war dankbar und gehorchte dem Professor mit einer unendlichen Behutsamkeit. Kosto-

marow wies ihm neue Tiere zu . . . Bald waren die Hände über und über vom Lehme gelb. „Dort links ist Wasser und Seife,“ sagte der Professor, der sein Tun nicht aus den Augen ließ. Und lächelnd, mit einem beginnenden Glücksgefühl, wusch sich Matthias.

Mit einem Mal aber wurde er müde. Er setzte sich wieder auf die Rundbank am hinteren Ende des Schiffes, und nur noch mühsam hielt er die Augen offen.

Aber sie sollten offen sein . . . Wieder gab es Neues zu sehen. Er drehte sich mit einer kleinen Anstrengung um und blickte nach rückwärts über Bord.

Einer der Matrosen war in das nachschleppende Boot geklettert. Er hielt ein Glas in der Hand. Matthias mußte denken, daß es ein Ding sei wie die Einmachgläser zu Hause; er schmeckte Himbeeren auf seiner Zunge . . . Halb schon im Schlaf sah er einen Schwarm rotschimmernder Quallen sacht schaukelnd an der Meeresoberfläche daherschwimmen . . . Langsam, vorsichtig fuhr das Schiff. Die Sonne flirrte auf den kaum bewegten Wellen. Matthias stützte auf dem Schiffsrande seine Wange bequem in die Hand und sah hinab. Es schien nicht leicht, die schönen Tiere zu fangen, — so oft der Matrose mit seinem Glase sich näherte, tauchten sie verängstigt hinunter.

„Und doch, und doch,“ dachte Matthias, „man sollte sie alle in ihrem Meere lassen . . .“

Allein der Matrose begann kreisförmige Bewegungen mit seinem Glas zu vollführen, im glatten Wasser entstand ein Wirbel, willenlos wurden ein paar von den schwimmenden Wesen in dem kleinen Strudel umhergetrieben, willenlos strömten sie ein in das Glas . . .

Und wieder, ein neues Verhältnis in der Hand, zog der Mann seine magischen Kreise. Aber Matthias sank in Schlaf vor der sanften Bewegung.

42

Sehr früh pflegte Matthias in seinem Zimmerchen zu erwachen, das unter dem Giebel lag, und sein erster Blick fiel auf die strahlende Bucht. Er sprang auf, nahm ein Tuch um und lief durch das öde Haus hinunter ins Freie, hinunter zum Meere, hinein in die Flut. Bald schon im Frühjahr hielt er es so und spät noch im Herbst . . .

Nahе der Badestelle befand sich der Ort, wo in flachen, bootähnlichen Eisenkästen gewisse Tiere, die sich schwer an die Entbehrungen der Gefangenschaft gewöhnen, einer Vorhaft ausgesetzt wurden, — eingeschlossen zwar, aber durch schmale Ritzen noch in Berührung mit dem freien Element. Diese kleinen Galeeren hatte Matthias selber mit Tauen und Ankern mühsam befestigt. Bei nächtlichen Stürmen nun kam es vor, daß sie sich losrissen, daß sie gegen die Felsen des Ufers geschleudert wurden und zerbrachen, und

daß die Gefangenen im Unwetter die alte Freiheit zurückgewannen. Niemals brachte es Matthias zu einem rechten Bedauern, wenn er am Morgen die Stelle leer fand . . .

Schauernd in der Kühle lief er zurück ins Haus, vollendete Waschung und Anzug; bald stand er unten in seiner Halle. Und er ging umher an den Bassins: an denen, die flach und eintönig gehalten waren wie die Sandwüsten des Meeres, deren Bewohner sie beherbergten; an den zahlreicheren mit künstlichem Grottenbau, in denen die Tiere des felsigen Küstenlandes lebten; an den stillen Gläsern, die an der Innenseite des Raumes auf Regalen gereiht standen, wo schonungsbedürftige, weiche Blutwesen meist ohne Regung saßen; und an den eingesenkten Fischbecken der Mitte, in denen Blasen aufstiegen und ewig ein blitzendes Zucken unter dem Wasserspiegel war.

Er kannte jeden Winkel und jedes Geschöpf. Kein Geschöpf aber von allen erkannte ihn . . . Für jedes von ihnen war er so fremd, so unseiend, wie für die gestorbenen Tiere, deren Tod er des Morgens an ihrer noch immer gleichen Haltung erkannte oder daran, daß sich ein trüber, wolkiger Ring im Wasser um sie gebildet hatte . . .

Matthias nahm das Instrument zur Hand, mit dem er die Scheiben zu reinigen pflegte. Es war ein langer Stock, der vorn ein filzbezogenes Brettchen trug. Eine der rückwärtigen Treppen nach der andern erstieg er, tauchte den nackten Arm ins

weiche Wasser und arbeitete behutsam. An gewissen Stellen nahm er besondere Rücksicht . . . Denn mit wahren Entsetzen hatte er zu Anfang eines Tages bemerkt, wie eine prächtige, rot und grün gestreifte, dicke und fleischige Seerose ihrem Mißempfinden über seine Handgriffe dadurch Ausdruck gab, daß sie ganz einfach ihren Magen vollständig zur Mundöffnung herausstülpte . . .

Dann aber fing er an, nach rückwärts die Reihe der Bassins wieder abschreitend, sie mittels jener altmodischen Vorrichtung zu durchlüften. Zischend schoß der weiße Strahl durch das Glasrohr, trat unten mit Strudeln aus und führte den durstigen Kiemen und atmenden Hautflächen ihre Nahrung zu.

Und dann war zu Beginn des Tagwerks noch die Leitung zu prüfen, die vom Meer herauf das Wasser brachte, dazu ihr Sieb, das Unreinigkeiten abhielt, und die Saugpumpen.

Dazwischen nahm er auch irgendwo sein Frühstück ein. Er hatte gebeten, zum Tisch der Gelehrten nicht mehr hinzugezogen zu werden; die zwei braunen Südfranzösinen sorgten dafür, und mit dem ausgeprägtesten Wohlwollen, daß es ihm gleichwohl an nichts gebrach. Aber mit zerstreuter Miene und hastig aß er und trank; denn Wichtigeres, das Füttern seiner Tiere, stand ihm bevor.

Den großen Fischen in den mittleren Bassins warf man das Ihre ja kurzer Hand hin: mageres Fleisch vom Rinde gab es für sie, Stücke Herz und — Matthias mochte es nicht denken — Fleisch

von Ihresgleichen. Manchen der kleineren Wesen aber, und vollends natürlich den stillen Einsiedlern in den Glasbehältern der Regale, mußte man ihre zarteren Speisen oft lange Zeit mit der Holzpinzette oder mit dem Futterrohr hinhalten, ehe sie sich entschlossen, ihr Dasein wieder für einen Tag zu fristen. Oft mußte Matthias denken, der Professor habe doch wohl übertrieben, als er so allgemein von ihrer Lebenslust sprach . . .

Auch die gefräßigen unter ihnen kannte er natürlich; und er lachte vergnügt über dem rechteckigen Wasserpiegel, wenn er die Herzmuschel ihren Fuß ganz fest auf den Boden stemmen, ihn mit Blut aufsteifen und sich durch die ganze Breite des Beckens bis hin zum Stabe fortschnellen sah; wenn der elegante Heuschreckenkrebs, der sich Tag aus Tag ein ohne Unterlaß putzt und schniegelt, plötzlich überhastig seine Toilette unterbrach; wenn glänzende Fischchen blitzend herzuschossen: die silberleuchtende Lichia, der prunkhaft purpurne Knurrhahn, der schwerfällig hastende Drachenkopf, der so schlecht schwimmen kann, weil er keine Schwimmblase hat, und die schönen, farbigen Meerjunker, von allen die hungrigsten . . .

Und Matthias hielt ihnen mit dem Rohr oder mit dem Stabe das Ihre hin und neckte sie ein wenig und sprach mit ihnen und lobte sie . . . und keines von allen seinen Geschöpfen kannte ihn, und bei keinem von allen war es möglich, daß es ihn jemals kennen würde.

Nein, niemals würde eines von ihnen wissen, wer ihnen half, wer sie nährte, wer ihnen Reinlichkeit und Luft und das angenehmste Licht verschaffte, nie würde vielleicht auch nur die Hand von ihnen gesehen werden, die ihnen das alles tat. Keine Brücke gab es von ihnen zum Menschen. Sie zu betreuen, ihnen die Tage des Lebens zu widmen, dies war ein Dienst ohne Hoffnung, ein Dienst darum auch ohne Enttäuschung. Zu diesen ewig fremden Formen, Überbleibseln uralter oder Vorboten ganz neuer Lebenszeiten, zu ihnen gab es eine vollkommene Liebe.

Und Matthias war zufrieden in diesem unbedingten, in diesem wunschlosten Dienst. Ungesehen, unerkannt, verschmäht diente und liebte er hier; solche Demut war seine Art von Glück auf Erden.

Es war im sechsten Monat nach jener seltsamen Ankunft, daß Professor Kostomarow an seine in Rußland lebende Schwester gelegentlich das Folgende schrieb:

„Sonst ist es das alte, ewige Kommen und Gehen. Einen ständigen Hausgenossen haben wir allerdings bekommen, einen neuen Diener für den Schausaal. Er ist noch sehr jung, kaum etwas über zwanzig, aber an ihm wird sich gewiß die kluge Meinung unserer russischen Bauern bestätigen, daß jedes Menschenherz nur bis zu einem gewissen Jahre älter werde und dann beharre. Er ist der schönste junge Mann, den man sich denken kann, dabei eigentümlich stumm und von wunderbarer Sanft-

mit. Seine Augen und seine Stimme sind so klar und rein wie bei einem Menschen, der niemals etwas Böses getan hat. Er kennt jetzt schon jede Muschel und jedes kleinste Fischchen, ich glaube, er ruft sie heimlich bei Vornamen. Du müßtest ihn sehen. Ubrigens lebt er unter uns in einer fast völligen Isolation, beinahe wie ein Heiliger.“

Einsam war er freilich. Er lebte mit seinen Meertieren wie auf einem Felsen im Meer.

Das Haus war ja dauernd erfüllt von wechselnden Gästen wechselnder Nationen. Aber alle diese gelehrten jungen Leute blieben Erscheinungen für Matthias, und er blieb ein sanftes Bild für sie. Gegen jeden von ihnen war er voll verträglicher Höflichkeit, — aber kamen sie nicht hierher, um seine Tiere zu töten und zu zergliedern?

Ungern hatte er sich von allem Anfang an darein gefügt, auch die Arbeitsräume des ersten Stockwerks in Ordnung zu halten. Dort saßen sie ja an ihren langen, rohen Tischen, Flaschen vor sich und Messer und Zangen und vergrößernde Gläser und Röhren, und zerschnitten Geschöpfe, die für das Leben bestimmt waren. Was tot schon vom Fange kam — mochten sie es hinnehmen. Aber was hier im Haus in bescheidener Existenz sich noch regte, das schien Matthias fast sein Eigentum zu sein; gerne hätte er es geschützt.

Immer geschah es mit traurigem Blick und langsamen Bewegungen, daß er sich an dem großen Aufbau des mittleren Arbeitsraumes zu schaffen machte, wo die zur Untersuchung bestimmten Tiere ihre Galgenfrist verbrachten. Zehn stufenförmig übereinanderstehende Becken stiegen dort vom Boden bis zu ansehnlicher Höhe; schleiernd fiel das Wasser von Rande zu Rand. Eines Tages beobachtete ihn der Professor, wie er dort seine Arbeit tat, und am gleichen Abend noch erließ er ihm ohne viel Worte jeden Dienst in diesen oberen Räumen.

Wozu aber ward, nach Matthias' Glauben, die Station denn eigentlich von der Regierung des Zaren unterhalten, wenn nicht zu einiger Förderung der zoologischen Wissenschaft... Schien ihm die Belehrung und Unterhaltung der fremden Besucher das Wichtigere zu sein? Ach, ihm war nicht das Eine und nicht das Andere wichtig; hierüber dachte er wenig nach. Er war eingesetzt, um zu pflegen, zu dienen und zu lieben.

Nein, auch die spärlichen Fremden, die von Beaulieu, von Nizza oder Monte Carlo herüberkamen, — vielleicht weil sie im Spiel ihre Barschaft verloren hatten und just auf neues Geld warteten, oder weil die monotone Eleganz der Küste sie endlich einmal zu langweilen begann, — Matthias hätte sie gerne entbehrt. Freundlich, aber doch ganz verschlossen, ging er in seinem blau und weißen Anzug neben den Beschauern her und gab mit leiser Stimme seine Erklärungen... Frauen

betrachteten verstohlen und forschend sein weißes Gesicht unter dem dunklen Haar, doch eine sanfte Kühle ging von seiner Person aus, wie die Kühle der See am Sommerabend . . .

Selbst mit Herrn Kostomarow kam es selten mehr zu Gesprächen, obgleich an Matthias Verehrung, Dankbarkeit und Neigung sich immer und gleichmäßig verrieten. Aber es war, als hätten sie einander in den ersten Stunden ihres Sichkennens bereits alles Wichtige gesagt. Betrat der Professor den Saal, so legte er wohl, in stummer Betrachtung eines der Becken, seinem jungen Diener den Arm um die Schulter oder nahm ihn auch bei der Hand.

Einmal bei einer dieser Gelegenheiten war es Matthias, als müßte er diese kühle, feste und vertrauenswürdige Männerhand doch schon in seinem vergangenen Leben gespürt haben. Und dann wußte er, daß er an Rümelin's Gruf sich erinnerte. Rümelin . . .

Wie fern war das alles, wie weit lag Deutschland zurück: die Hauptstadt und der Schulort und die ländliche Heimat. Kein beschreibbarer Weg führte mehr dorthin . . . Als er, zu Anfang gleich, mit einem seiner mühsamen und kindlichen Briefe den überflüssigen Geldbetrag an Lena zurücksandte, da war ihm, Gott weiß warum, keinerlei Bestätigung geworden. Und auch von den Seinen, von Vater und Schwester, kam niemals Nachricht trotz mancher Bemühung. Er wunderte sich kaum. War es nicht

sein Schicksal, vergessen zu werden . . . Wünschte er es im Grunde auch anders? Deutschland war versunken. Sogar bürgerlich war er kein Deutscher mehr.

Denn der Professor, der ihm Stellung und Unterhalt zu sichern wünschte, hatte ihn leicht beredet, die Eigenschaft als russischer Untertan zu erwerben; und er hatte ihm, kundig, den Weg dazu gekürzt.

Matthias sagte: „Ich bin von meiner Mutter her ohnehin ein halber Russe, ein halber Pole wenigstens . . .“

Nach einer Pause fügte er hinzu: „Aber es hat ja weiter keine Bedeutung bei mir.“

Das ist wahr, dachte der Professor, und vielleicht mehr als es dir deutlich ist! Stehst du denn nicht beinahe außerhalb der Welt . . .

Es blieb Matthias viel freie Zeit zwischen seinen gläsernen Bezirken. Er verließ sie nicht oft. Die belebteren Orte der Umgebung aufzusuchen, vermied er mit Angstlichkeit, nach Nizza im Besondern setzte er nicht den Fuß. Ein paar Mal erstieg er einen der Pfade, die zur großen Höhenstraße führen, häufiger fuhr er in die Bucht hinaus, legte die Ruder ins Boot und ließ sich in Gedanken zu den glücklicheren Brüdern seiner Pflegslinge hinab, die tief unter ihm, in abysstischen Gründen, lautlos ihr Leben führten, mit Springen und Schwimmen und Wanken und Schweben . . .

Aus gelehrten Darstellungen und farbigen At-

lantem unterrichtete er sich über die seltsamen Verwandten seiner Tiere in südlicheren Meeren oder in tiefsten Tiefen: bald hätte er mehr sein können als ein Handlanger. Aber als ihm Kostomarow einmal lächelnd von einer möglichen Laufbahn sprach, lehnte er mit sanftem Ernste ab.

Auch mit gewissen erzählenden Werken und Versbüchern aus der privaten Bibliothek des Professors beschäftigte er sich hie und da zu seiner Unterhaltung. Selbst das russische Alphabet hatte er sich zu eigen gemacht, und eines Tages entzifferte er auf dem Rücken eines umfänglichen Bandes den Titel der Krapotkinschen Memoiren. Er nahm das Buch heraus, blätterte ein wenig in dem unverständlichen Texte und hielt es dann, geschlossen, noch eine Weile in der Hand.

Später einmal traf er in einem Werke des französischen Schriftstellers Gautier auf einige Sätze, über die er lange nachdachte . . .

Er hatte an jenem Abend die Schauhalle bereits geschlossen, aber es war noch hell; er saß auf der Bank an der Seeseite des Hauses, wo er mit dem Professor, vor mehr als einem Jahre nun, jenes erste Gespräch geführt hatte. Es war ein herrlicher Frühlingsabend, Häuser und Bäume der nahen Halbinseln traten mit warmen, starken Farben hervor, das Meer glühte kupfern von der tiefstehenden Sonne. Er las:

Que serait-ce, si nous descendions dans ces limbes, où vagissent, avec les ombres des petits

enfants, les vocations mort-nées, les tentations avortées, les larves d'idées qui n'ont trouvé ni ailes ni formes . . .

Bei diesen Worten verweilte Matthias. Ist hier nicht die Rede von mir, fragte er sich, und von meinem Schicksal? Welche große Tat wollte ich doch ausführen . . . Was für große Worte habe ich doch immer gebraucht . . . Und nun — was tue ich, was ist aus mir geworden?

Gesenkten Hauptes saß er da, sein Buch war ihm zugefallen. Er hatte auf Französisch weitergedacht: obwohl er die Sprache durchaus nicht sicher beherrschte, geschah ihm dergleichen jetzt häufig . . .

„Je suis le plus humble des hommes,“ sprach er laut vor sich hin.

Aber bei diesen Worten, von denen er nicht wußte, woher sie ihm kamen, fühlte er eine jähe, süße Freude in seiner Brust; und seine Augen trübten sich, so daß er nur undeutlich noch das rötlich strahlende Meer erblickte — die tiefe Heimat seiner unnahbaren und geliebten Geschöpfe.

Monat um Monat lebte Matthias unter den lautlosen Welten, schweigend zumeist, betrachtend und sorgend, und mit jedem Tage mehr befestigt in der Gewißheit, daß er an seinem Orte angelangt sei. Die Generationen der kurzlebigen Geschöpfe begannen vor seinen Augen bereits einan-

der abzulösen, schon wußte er von ihrer Art zu ver-
gehen und zu werden.

Er hatte gesehen, wie hintereinander mehrere Ge-
schlechter der schönen, hellrot glänzenden Erdbeer-
rosen ihre freudige Farbe verloren und tiefer rot,
dunkelrot und endlich schwarz wurden; er hatte
dann gesehen, wie die blumenschönen Wesen eines
Tages ihren Wohnsitz auf den künstlichen Felsen
aufgaben und wie sie anfangen zu wandern, und
mit Betrübnis stand er vor solcher Rastlosigkeit,
denn er wußte längst, daß solchen Tieren ihr Ende
nicht fern sei, daß sie beim Wandern sich allzu-
rasch verzehren . . . Schon begannen Fische, die
Matthias hatte ausschlüpfen sehen, ihre Alters-
male zu bekommen: schon zeigte sich bei den hüb-
schen, rosenfarbenen Seebrassen an der Seite der
große schwarze Fleck . . . Längst war bei den flinken
jungen Flundern, die so korrekt ausgestattet in ihre
Wasserwelt getreten waren, das eine der smarag-
denen Augen um den ganzen Schädel herumge-
wandert und lag nun spähend und beweglich ganz
dicht bei dem andern . . . Vor Monaten schon hatte
sich im Feuer seiner stürmischen Werbungen der
dickköpfige Tintenfisch in seinen schönsten Farben,
in blauem, rotem und gelbem Metallglanz, präsenti-
ert, und junge Tintenfische waren aus den Eier-
trauben hervorgekommen, reizende muntere Kerl-
chen, die von der ersten Stunde an Übungen im
Farbwechseln und Tintespritzen anstellten.

Die Jungen vieler Geschöpfe kannte Matthias

bereits. Und eines Morgens erlebte er, worauf er lange gewartet hatte: daß eines der Bassins sich mit Scharen von winzigen Seepferdchen belebte.

Auch an den Alten hatte er eine ganz besondere Freude, er kannte die eigentümlichen Wesen in allen ihren Stellungen. Er kannte sie, wie sie, mit dem lustigen Knochenschwänzchen an Seepflanzen sich anklammernd, im Wasser ruhen. Er kannte sie, wie sie plötzlich zur Oberfläche aufschließen, um sich mit lautem Schnalzen irgendeine Mückenlarve als Beute zu holen. Wie sie ernsthaften Blicks, die kleine Flosse auf dem mager geschnitzten Rücken beständig flimmernd, aufrecht mit steifer Grazie ihres Weges daherschwimmen, wie sie sich plötzlich neigen oder steigen oder niedersinken. Wie sie, die drollig unveränderbaren, asketischen Pferdeköpfchen gegeneinander gewendet, ihre höflichen Spiele treiben oder, im Herbst zumal, zur Zeit ihres Verlangens, einander jagen, einander haschen und dann paarweise daherziehen und sich in tiefer Eintracht beim Schwimmen umschlungen halten . . . Wie das Männchen später unruhig und unbehaglich sich allein im Wasser umhertreibt, sehr geplagt — denn in einer verschlossenen Tasche trägt es nun die Brut mit sich herum, und das junge Leben regt sich schon kräftig und findet es enge, und schließlich wird es dem Vater denn doch zu peinvoll, und er knickt seinen Leib in der Mitte zusammen — die Tasche geht auf, und jedes Mal, wenn das ge-

schiebt, entschwärmt eine Anzahl der Jungen dem Gefängnis . . . Winzig waren sie, denen Matthias nicht satt wurde, zuzusehen, sie hatten bei Weitem nicht Nagelslänge, aber es waren vollendete Seepferdchen mit ernsthaftem Kopf und Knochen Schweif und flirrender Flosse, und sie hielten sich keinen Augenblick bei dem erlösten Vater auf, sondern zerstreuten sich und schwärmtten lustig umher und begannen die Spiele der wirklichen Welt.

Aber wie diese kleinen Schutzbefohlenen, so kannte Matthias die übrigen, und bald hätte er zu jeder Stunde des Tages erzählen können, was jeder eben begann. Fremde, die ihn beachteten und befragten, mochten an seinen Erklärungen ihr Vergnügen haben. Dann kam es wohl vor, daß man sich, nach einem forschenden Blick in sein schönes, freundlich verschlossenes Gesicht, mit Herablassung nach seinen Umständen erkundigte. Aber dies hatte zur Folge, daß Matthias errötete, den Kopf senkte und schwieg. Und auch die Trinkgelder, die man ihm zukommen ließ, schienen diesen sonderbaren Wärter nicht rein zu erfreuen, er dankte lispelnd, sah nicht mehr auf und behielt stumm das Geldstück in der Hand . . . Wohl aber gab es Fälle, da er sich unbefragt vom Vergnügen seines Herzens hinreißen ließ, vor Fremden über seine Tiere zu sprechen . . .

„Sehen Sie hier, bitte,“ rief er so eines Nachmittags und winkte ein elegantes Paar, das vor kurzem den Raum betreten hatte, eifrig heran,

„hier ist etwas Hübsches zu sehen.“ Die Beiden kamen. Ein zartes Parfüm wehte von ihnen her in die frische Kühle der Halle.

„Dies ist ein Einsiedlerkrebs,“ erklärte Matthias, „soeben will er seine Wohnung wechseln. Er ist ein sehr furchtsamer Krebs, und sein Leib ist zart, darum wohnt er zum Schutz in leeren Schneckenhäusern. Das alte hat er sich ruiniert, der Tolpatsch, nun muß er umziehen . . .“

„Sehr interessant,“ sagte mit tiefer Stimme und mit stark gerolltem R der fremde Herr.

„Ja, interessant ist er,“ bestätigte Matthias, ohne die Ironie zu erkennen und ohne aufzublicken. „Da . . . sehen Sie . . .“

Das Tier hatte sich die neue Schale zurecht gewälzt, — schwarz und gelb war sie gefleckt und glich genau der beschädigten, — und griff nun mit tastenden Scheren tief in die Mündung.

„Noch immer hat er Angst,“ sagte Matthias.

„Ein Feind könnte ja drinnen versteckt sein . . .“

Aber der Krebs war schon beruhigt, und nun ging alles mit einer sonderbaren, fast unheimlichen Eraktheit vor sich. Mit den Scheren erfaßte er sein künftiges Haus, stellte es aufrecht vor sich hin, zielte förmlich, mit zuckender Geste, und ging mit einem einzigen Ruck aus der alten Wohnung heraus, in die neue hinein.

„Oh, das . . .“ sagte mit einem kleinen Schrei die fremde Dame, „aber das ist großartig, was

der Wärter uns da sehen läßt. Wer doch auch aus seiner Existenz so einfach heraus könnte, Wladimir Alexandrowitsch . . .“

Beim Klang der tiefen Frauenstimme hob Matthias, stark berührt, den Kopf und sah der Besucherin in das helle Antlitz. Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück und griff nach der metallenen Stange, die vor den Bassins entlanglief. — Es war die Fürstin.

Zwei Stunden später blickte Matthias von seiner gewohnten Bank auf einige Segelboote, die sich langsam aus der Weite näherten. Ein sanfter Wind wehte, der wohlige Duft blühender Mimosenbäume ging über Matthias hin. Ohne sich völlige Rechenhaft davon abzulegen, wartete er.

Taktmäßiger Hufschlag wurde laut, Kies knirschte unter Rädern, es ließen sich Stimmen hören, dann kamen leichte Schritte um das Haus. Matthias hatte sich erhoben . . . er stand vor der Fürstin, und in Erinnerung an einst Erlerntes wollte er sich niederbeugen, um ihre Hand zu küssen. Sie hielt ihn auf, erfaßte auch seine Linke und suchte seinen Blick. Sie atmete ein wenig schwer, vor Erregung oder vor Hast.

„Es war gut,“ sagte sie flüsternd, so als könnten ihre Worte belauscht werden, „daß du mich nicht erkanntest . . . vor ihm. Mein Himmel, es war doch

ein choc für mich, fast hätte ich laut geschrien. Aber ich freue mich, Matthias, ich freue mich, das ist wahr . . .“

Sie nahm Platz. Matthias blieb vor ihr stehen in seinem leinenen Anzug und sah ohne rechten Blick auf ihr graues, dreieckiges Hütchen und auf das seidig in die Stirn fallende, rötliche Haar. Ja, er hatte es gefühlt, daß sie zurückkehren würde, er wurde auch nicht verlegen in ihrer Gegenwart. Dennoch war es nicht leicht, nun mit ihr zu reden . . .

„Komm, komm, Matthias,“ wiederholte die Fürstin, und auch er ließ sich nieder. „Aber du sagst nichts, kein Wort . . . Ich glaube, Matthias, du hast keine Freude, daß ich gekommen bin? Hätte ich nicht wiederkommen sollen? Ich glaube, Matthias, du hast mich vergessen . . .“

Lächelnd schüttelte er den Kopf.

„So schnell bist du damals verschwunden, mein Freund, ich sah dich nicht mehr . . . Und wie habe ich nach dir gesucht!“

„Oh, Fürstin . . .“

„Ja. Aber sage mir, warst du damals denn schon hier in diesem Hause und bliebst dann so nahe, während ich dich suchte . . .?“

„Am nächsten Morgen, Fürstin, kam ich zuerst hierher. Hier fand man mich, auf einer von den Bänken . . .“

„Man fand dich . . .? Das verstehe ich nicht. Wer fand dich? Ach, Matthias, an jenem Morgen schon

wußte ich, daß es gut für mich wäre, wenn ich dich länger sähe. Es wäre besser gewesen, sicherlich . . . Manches hätte ich besser gemacht.“

Und leiser fügte sie hinzu: „Es ist mir nicht sehr gut gegangen seit damals . . .“

Er blickte sie an, zum ersten Male jetzt. Schön war es wie einst, ihr schimmernd helles Gesicht. Aber unter den Augen hatten sich kleine bräunliche Flächen herausgebildet, die der Puder nicht völlig verbarg; und ihre Augen selbst schienen bleicher. Sie trug das zarte Haupt auf dem entblößten Halse so, als sei es schwer. Ubrigens war sie wohl ein wenig voller geworden . . . Ihr Kleid war duftig, von leichter perlgrauer Seide. Auffallen konnte es, daß sie an langer Kette ein amethystenes Kreuz auf der Brust trug, das an ein Bischofskreuz erinnerte.

„Ja, Matthias, selten bin ich glücklich gewesen seither.“

„Das macht mich traurig,“ sagte Matthias. Und aus einem Gedankengang heraus setzte er hinzu: „Nicht der Fürst war heute mit Ihnen . . .“

Sie richtete sich auf. „Der Fürst ist tot,“ sagte sie mit festerer Stimme und mit einer eigentümlich trennenden Handbewegung. „Er ist noch in jenem Winter gestorben. Nein . . . kondoliere mir nicht, Matthias. Sage nichts. Er hat mir ja nichts bedeutet, du weißt es. Und wir Beide müssen in jeder Silbe wahr miteinander sein, das ist das Wichtigste . . .“

Frank, Die Fürstin

„Dennoch . . . es tut mir leid,“ wiederholte Matthias, „er war nicht alt . . .“

Wahrheit wollte sie. Auch damals hatte sie Wahrheit gesucht . . . Er hörte ihr erhitztes Flüstern: „Wenn du etwas Häßliches zu gestehen hast, um so besser, um so besser, sei offen mit mir, sei frei . . .“ Aber sie war verändert, der Trotz, die böse Lust war aus ihrem Drängen verschwunden. Müde, hoffnungslos beinahe klang ihre Stimme . . . Nein, offenbar, sie war nicht glücklich.

„Sie haben sich von Neuem vermählt?“ sagte er behutsam.

„Nicht vermählt, noch nicht. Aber es ist wahrhaftig ebenso schlimm. Oh, furchtbar ist es . . .“

„Wie denn, Fürstin“ — und er ergriff die Hand im zarten Leder, fast wie Kostomarow an dieser Stelle die seine genommen hatte — „wie denn, was kann so furchtbar für Sie sein? Sind Sie nicht völlig frei? Frei und schön und reich und können gehen, wohin Sie nur mögen . . . Wer hat denn Macht über Sie?“

Sie schlug einen klagenden Blick zu ihm auf, einen Blick, der an all das erinnern sollte, was sie gemeinsam wußten; unvermittelt aber brach es wie Heiterkeit und Schelmerei aus ihren traurigen Augen . . .

„Wie er nun dastht neben mir, mein kleiner Freund, mein kleiner Bauer . . . als wäre er mein Vater oder mein Beichtvater! So klug und überlegen sieht er auf mich . . . Ach ja, auch du hast

dich verändert, Väterchen, aber in besserer Weise als ich . . .“

Matthias widersprach nicht, er ließ ihre schmale, heiße Hand in den seinen ruhen.

„Sage mir . . . sag mir, Matthias, mein Freund . . . bist du glücklich?“

„Glücklich,“ antwortete er zögernd, denn er wollte nicht wehe tun, „Fürstin, ich habe Frieden . . .“

„Frieden, ja Frieden, ich habe ihn nicht. Und oft scheint es mir, als könnte ich ihn niemals finden. Wo habe ich ihn nicht gesucht! Auch bei Gott habe ich ihn gesucht, Matthias . . . noch suche ich ihn dort. Aber Gott läßt sich ja so leicht nicht finden von Augen, die ihn einmal verlassen haben. — Zu Hause war ich fromm,“ sagte sie leise.

Und abermals nach einem Schweigen: „Vielleicht hätte ich niemals von Hause fortgehen sollen. Dort wäre er wahrscheinlich gewesen, der Friede, auf unserem Bauernhof in Rumänien . . .“

„Das ist ganz unsicher, Fürstin,“ sagte er ernst. „Es ist wahr . . . es gibt freilich Geschöpfe, für die es ein Unglück bedeutet, wenn sie sich einmal lösen von ihrem Felsen . . .“

„Von ihrem Felsen?“

„Von ihrem Boden. Aber wer weiß, ob er zu ihnen gehört! So wenig wissen wir . . . Wollen Sie mir nichts erzählen, Fürstin . . .? Sind Sie nicht zu mir gekommen, um zu erzählen . . .“

„Was wäre zu erzählen, Matthias? Und du weißt auch schon alles. Ich bin ja wieder mit

einem von ihnen, von den Gebietenden . . . von unseren Herren . . .“

Sie unterbrach sich. „Von unseren?“ wiederholte sie. „Aber ich glaube gar nicht, daß es auch deine Herren noch sind . . . So ruhig sitzt du da in deinem Dieneranzug, so sicher, so fest . . . nein, über dich haben sie keine Macht mehr, ich sehe es . . . Ist denn die Demut fort aus Ihrem Blut, Matthias . . . Wie haben Sie das gemacht?“

Er sah sie lächelnd an, mit einem Erröten.

„Das Blut verwandelt sich wohl niemals, Fürstin . . . Aber es kann vorkommen, daß man den Herrn wechselt, nicht wahr? Ich habe nur meinen Herrn gewechselt . . . Niedrigen Herren diene ich jetzt, den niedrigsten.“

Aber während er sprach, änderte sich der Ton seiner Stimme, sein Antlitz verdunkelte sich, er richtete sich empor:

„Längst hätte ich fragen müssen . . . Was ist denn aus Ihren Freunden geworden . . . sagen Sie, was ist mit Herrn Kiprjanoff geworden, was tut er . . .“

„Tot,“ sagte die Fürstin Lanskoj, „alle sind tot. Ja, ist das nicht seltsam?“

„General Kiprjanoff ist gestorben . . . wirklich . . . ist das gewiß . . .“

„Nicht gestorben, Matthias, nein. Sie haben ihn ermordet. Ein junger Edelmann aus der Ukraine hat ihn ermordet, oh, auf eine romantische Art. Bei irgend einer Einweihung war es, das heißt nachher . . . man gab ein Festmahl dem Gouverneur

zu Ehren, dabei geschah es. Der junge Edelmann war nämlich auch eingeladen, er saß sogar, weil er aus einem großen und geehrten Hause stammt, dem General gerade gegenüber. Er war ganz ruhig, aß und trank und lachte wie die Anderen auch. Aber nach der Rede des Kreismarshalls, als alles aufstand und durcheinander rief und mit den Gläsern klingelte und die Musik einen Tusch blies — da beugte er sich ein bißchen vor, hob seinen Arm und stieß dem General mit einem festen Ruck seinen Dolch mitten in die Brust. Kiprjanoff soll umgefallen sein wie ein Baum . . .“

„Seinen Dolch . . .“ rief Matthias und griff nach der Seitenlehne.

„Ja, seinen Dolch. Und mitten in das Herz. Aber das Beste ist, daß der Mörder — oh, aber er ist kein Mörder, nein — daß er in dem ungeheuern Tumult entkam und fliehen konnte und daß ihn niemand mehr sah. Und jetzt lebt er irgendwo im Auslande, in Paris vielleicht, oder vielleicht lebt er auch hier an der Küste — da in dem Städtchen womöglich,“ sagte sie und wies mit dem Haupte nach den weißen Häusern der Bucht. „Ja, er ist ein Held . . .“

„Das ist er,“ sagte Matthias hochaufatmend. „Obgleich es für ihn vielleicht nicht so schwer war . . . General Kiprjanoff ist tot . . .!“

„Ja,“ wiederholte sie, „er ist tot. Aber nicht er allein. Auch Besborodko ist tot, erinnern Sie sich, Matthias: der Dicke, Bärtige, der immer

den Stanislausorden trug, auch er ist tot. Er hat sich duelliert, der Dummkopf, aus Eleganz, wissen Sie, Matthias . . . Aber er hatte Pech. Denn der Andere war noch viel eleganter und schoß wie ein richtiger Herr. Und Besborodko lag da. Ja, der ist auch fort.“

Hierauf antwortete Matthias nichts. Er blickte von der Fürstin hinweg, auf das sacht dunkelnde Meer. Schritte näherten sich, und auf dem breiten Kieswege ging Kostomarow an ihnen vorüber. Freundlich nahm er, ohne Erstaunen zu zeigen, mit einer weiten Bewegung seinen almodischen Hut ab. Matthias hatte sich erhoben und verneigte sich tief.

„Wer war denn dieser schwarze Herr?“

„Der Direktor war es. Mein Direktor. Professor Kostomarow . . .“

„Ein Russe?“

„Natürlich, Fürstin. Hier sind viele Russen. Es ist ein russisches Institut.“

„Unter lauter Russen leben Sie hier, Matthias? Nun, und sind es gute Leute?“

„Herr Kostomarow wenigstens ist herrlich,“ antwortete Matthias, und lächelnd fügte er hinzu: „Ich bin sogar selbst ein Russe geworden, Fürstin . . .“

Doch wieder, wie zuvor, unterbrach er sich, — mit einer Stimme, in der es klang wie Selbstanklage:

„Das Wichtigste vergesse ich ja. Das Wichtigste habe ich nicht gefragt. In seinem Bezirk, Fürstin . . . in General Kiprjanoffs Gouvernement,

haben denn dort die Unterdrückungen nun aufgehört? Wird nicht mehr den Bauern das Vieh weggenommen für die Steuer . . . Und wie," sagte er leise, "wie steht es mit den Juden? Verfolgt sie jetzt keiner mehr?"

"Die Juden, Matthias . . . ich weiß es nicht. Ich denke wenig an die Juden, lieber Freund, ich denke mehr an mein eigenes Schicksal, will ich gestehen. Aber weil Sie fragen . . . ja, ich besinne mich: der neue Herr dort, hat man mir gesagt, soll ein guter Mann sein. Ein Mann der neuen Schule, sagte Wladimir Alexandrowitsch . . . Er sagte es mit Nasenrümpfen, Matthias, denn er selbst gehört nicht zu der neuen Schule, si donc. Er ist für die Peitsche, Matthias, das können Sie glauben, und er prophezeit, daß alles schlecht gehen muß, dort in dem Gouvernement, unter dem neuen, milden Regiment. Oh, Wladimir Alexandrowitsch, das ist Einer . . ."

"Fürstin," sagte Matthias, "warum lassen Sie nicht wirklich Ihre Koffer packen und fahren zur Eisenbahn und reisen heim nach Rumänien? Nun sage ich es selbst. Versuchen Sie es wenigstens einmal. Vielleicht ist es doch das Beste . . ."

"Das Beste, Matthias . . . Das Beste kann nur sein, was zugleich auch möglich ist. Aber ich bin wohl in meinem Inneren zu weit von dort. Zu weit auf dem Wege, Matthias . . . ich weiß nicht ob Sie mich begreifen . . ."

Er schwieg.

"Soll ich denn in mein Dorf zurück und wieder

Mais auskörnen? Ich bin zu weit gegangen, Matthias. Zu sehr trage ich schon die Zeichen eines andern Daseins, nicht wahr? Oder sollte ich vielleicht in unserer Hauptstadt leben mit meinen Kleidern und mit meinem Gelde . . . dort, wo ich zuerst auf dem Varieté getanzt habe? Ich weiß, Matthias: vielleicht wäre alles besser als bleiben. Denn nicht lange, so wird er anfangen mich zu schlagen . . . der Tag ist nicht fern . . . Und dann werde ich ihn betrügen, ohne daß es mich frei macht, betrügen wie den Andern mit dir . . . Aber ich werde nicht wieder so einen guten Bubi finden . . .“

Sie sprach die letzten Worte sonderbar zwischen Lachen und Weinen, und Matthias hörte mit Unbehagen, mitleidig, auf den falschen Ton . . .

Sie setzte sich zurecht, wie von einem Einfall berührt. Ihrem goldenen Täschchen entnahm sie ein winziges Tuch, betupfte sich die Augen und sagte mit fragender Betonung:

„Aber der gute Bubi will ja nichts mehr von mir wissen! Er würde nicht daran denken, mein Kamerad, mein kleiner Bauer, um meinetwillen von hier fortzugehen, und bei mir zu bleiben und mich durch die Welt zu begleiten . . .“

„Das, Fürstin, wäre gewiß nicht das Rechte, nicht für Sie, nicht für mich.“

„Nicht . . .? Vielleicht nicht. Vielleicht ist es wahr, Matthias. Was weiß man . . . Aber sagen Sie mir, wollen Sie denn ewig hier bleiben in dieser Anstalt, und solche Tiere bewachen . . .“

„Ja,“ sagte er, leise, aber mit einer freudigen Bestimmtheit im Ton.

„Ja, immer!“ wiederholte er, und nun klang es fast wie ein verhaltenes Jauchzen. Es war das erste Mal, daß er sich sein Vorhaben deutlich und sogar laut selber bestätigte.

„Wie heiter Sie aussehen, Matthias! Gewiß, Sie sind glücklich. Gestehen Sie es.“

Er schwieg einen Augenblick. „Ja,“ sagte er dann, „ich bin glücklich.“ Aber beschämt über dieses Geständnis wandte er seinen Blick fort und sah wie suchend über das Wasser hinaus, in die milde, tieffarbene Weite.

„Schauen Sie, Fürstin,“ rief er, „heute kann man Korsika sehen . . .“

„Korsika, Matthias? Nein, das liegt zu weit.“ Sie hob das Lorgnon zum Auge und spähte.

„Doch,“ sagte er eifrig, „an so schönen Abenden wie heute kann man es sehen. Nicht oft freilich . . .“

Die Fürstin ließ das Glas auf die Seide ihres Schoßes zurückfallen. „Ich glaube, Matthias, Sie sehen schon Dinge, die andere Menschen nicht sehen können . . .“

Sie sprach natürlich im Scherz. Und auch Matthias scherzte vielleicht oder vielleicht zerstreute ihn der ferne und seltene Anblick, da er lächelnd erwiderte:

„Noch nicht.“

Er hörte zu, wie der Wagen sich entfernte. Mit taktmäßig schlagenden Hufen, mühelos scheinbar, lief das Gespann die Windungen der Straße empor. An einer Lücke zwischen zwei schwarzen Büschen, hoch oben, erschien es Matthias für einen letzten flüchtigen Augenblick in der blauen Dämmerung.

Mit seinem großen Schlüssel öffnete er die mittlere Tür und betrat zum allabendlichen Gange das Schauhaus. Kühle und tieferes Dunkel umfing ihn, seltenes Plätschern und Frieden.

Wenig Bewegung gab es mehr. Schlaf schien zu herrschen.

Wie ruht ihr denn alle . . . dachte Matthias. Noch immer kenne ich euch zu wenig. Schläft wohl alles, was Augen hat unter euch, mit offenen Augen . . . Und träumt wohl Eines von euch?

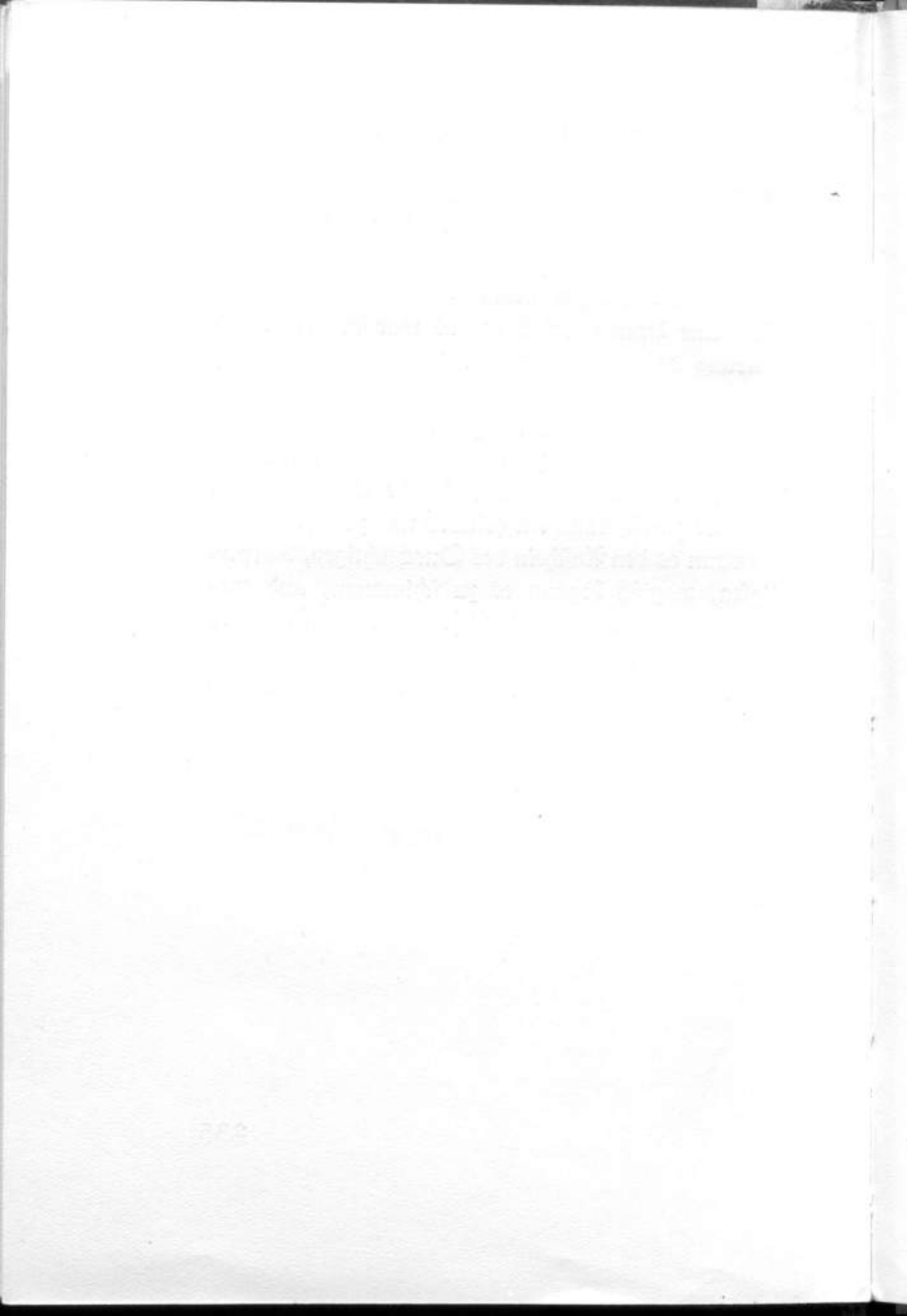
Er ging, im letzten Scheine, umher auf dem steinernen Fußboden, blieb dann irgendwo stehen und presste die Stirn an das Glas. Wenig mehr ließ sich erkennen . . .

Ganz im Vordergrund, unter einem Felsenstück beinahe verborgen, war noch ein Räuber auf Lauer, den die sinkende Nacht nicht entmutigte. Es war ein unauffälliger, graubrauner Fisch, der da lag und sich still hielt und völlig dem Steine gleich. Unter der Zunge, Matthias wußte es, ragte ihm ein kleiner Stachel hervor, genau anzusehen wie ein Wurm und sehr geeignet, schwächere Wesen

zu täuschen und zu verlocken. Aber keines kam, und keines konnte ja kommen. Umsonst lag das Böse hier auf der Lauer . . .

Ein rötliches Licht ging auf, und wenig entfernt nur zeigte sich das zauberische Geschöpf, das die Gelehrten Hippolyte nennen. Kaum ließ es freilich seine Umrisse erkennen, es war in der Dämmerung des Beckens nur ein Leuchten, das sich stetig verwandelte.

Eben noch schien es rot zu sein. Nun aber, wie sich von Augenblick zu Augenblick tiefere Dunkelheit ausbreitete, ward seine Farbe ein Grün, ein dunkles zuerst, dann ein helleres und zartes. Völlig gewann es den Anschein des Durchsichtigen, Körperlosen, magisch begann es zu schimmern, und endlich war es blau, das Licht, — vom Blau des Himmels oder geträumter Geisterflügel, und glänzte in das nächtliche Wasser mit einer sanften, unirdischen Flamme.



Albert Langen, Verlag in München

Früher erschienen:

Bruno Frank

Requiem

Gedichte

Einmalige Auflage in zweihundert
numerierten Exemplaren

In der Ohio-Schrift der Brüder Butter A.=G. in Dresden
von der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig auf Japan-
Bütten gedruckt, die Initialen in Silber. Von der Hand-
binderei E. A. Enders in englisches Kalbpergament gebunden.
Für die Kasette dienten japanische gemusterte Papiere als
Überzug und innere Verkleidung.

Preis 50 Mark

Thomas Mann im „Zwiebelfisch“: Mit dieser
Publikation versucht sich der Langensche Verlag zum
ersten Male auf dem Gebiete des Bibliophilendruckes,
sehr glücklich, wie mir scheint, besonders, da er Sorg-
falt und Pracht an einen Gegenstand wendet, der solchen
Aufwandes würdig ist und sich seines menschlich-ernsten,
fast privaten Charakters halber für eine so exklusive
Form der Veröffentlichung vorzüglich eignet.

Das Buch ist dem Gedächtnis einer geliebten Toten
gewidmet und enthält Gedichte, Stanzas, edel gebun-
dene Klagen, aus tiefer Ergriffenheit kommend und den

Leser zuweilen mit der äußersten Unmittelbarkeit, wie wirkliches, eigenes Weh ergreifend. In Wahrheit, ich erinnere mich kaum, lyrisch vermitteltes Lebens- und Sterbensleid so in der Kehle gespürt zu haben wie beim Lesen dieser Strophen — und zwar unfehlbar bei wiederholtem Lesen immer aufs Neue. Es ist hier eine Wundtheit des einfachen Gedankens, eine durchdringende Trostlosigkeit des Gefühls, die durch die Ruhe, Luzidität und Regelmäßigkeit der Form, in die sie sich rettet, an der sie sich hält, nicht distanziert, vielmehr fast unerbört nahe gebracht wird . . .

Die Schlichtheit erscheint hier als Ausdruck einer Sensibilität des Schmerzes, die nichts heftiger scheut, ja verabscheut, als das Interessante, das Artistische, das Geistreiche. Und dennoch ist auch diese Absage gaukelndes Leid, und wir sinnen über dem Paradoxon der Kunst, die Takte zählt und das Wohlgefällige ausbildet noch da, wo das Grab nur deshalb verschmährt wird, weil „hinterm schweren Lide der Schlummernde die Schlummernde nicht ahnt“. Muß nicht die Kunst etwas sehr Natürliches, sehr frei sich Darbietendes sein, wenn selbst der Nihilismus des persönlichen Kummeres, den alle Lebensreize, und seien es die geistigsten, ekeln, noch ihre Sprache spricht?

Die Leistung des Verlages hat in diesem Falle Anspruch auf besondere Würdigung. Man kann das Schöne nicht schöner fassen und darreichen . . .





Druck von Hesse & Becker, Leipzig
Papier von Bohnenberger & Co., Mefern
Einbände von E. A. Enders, Leipzig